Sonja Schäfer, Der Prähistoriker Gustav Schwantes (1881–1960). Leben und Werk im Kontext zeitgeschichtlichen und fachlichen Wandels. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 263 [aus der Abteilung für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie der Universität Hamburg]. Bonn: Habelt 2015. XII + 273 Seiten, inkl. 1 schwarz-weißes und ein farbiges Vorsatzblatt. 93 s/w-Abbildungen. 18 Tabellen. Softcover. ISBN 978-3-7749-3945-5.

Seit geraumer Zeit haben in der Prähistorischen Archäologie forschungsgeschichtliche Studien wieder Konjunktur. Dabei erlebt auch die klassische Form der Forscherbiographie eine gewisse Renaissance. Allerdings geht es ihren AutorInnen weniger um die Herausstellung der bleibenden Leistungen der behandelten, meist männlichen Forscher für ihr Fach, sondern insbesondere um die Beleuchtung des sozialen und politischen Kontexts, in dem diese wirkten und dessen Einfluss auf ihr spezifisches Archäologie- bzw. Geschichtsverständnis. Dies gilt auch für die vorliegende Studie über den Prähistoriker Gustav Schwantes (1881-1960). Sie entstand als Dissertation auf Anregung und unter Betreuung von Michael Gebühr an der Universität Hamburg, an der Schwantes selbst in den 1920er Jahren studiert und gelehrt hat, bevor er ab 1928 lange Jahre in Kiel als Museumsleiter, Denkmalpfleger und Hochschullehrer (ab 1937 als Ordinarius für Vor- und Frühgeschichte an der Christian-Albrechts-Universität) wirkte. Schon in seiner Schulzeit und später während seiner Ausbildung zum und Tätigkeit als Volksschullehrer hatte sich Schwantes erfolgreich als archäologischer Laienforscher im Landkreis Uelzen betätigt. Danach war er Leiter der vorgeschichtlichen Abteilung am Museum für das Fürstentum Lüneburg, seit 1919 hatte er dieselbe Position am Hamburger Völkerkundemuseum inne.

Schon diese kurzen biographischen Hinweise machen deutlich, dass Schwantes zur letzten Generation der Prähistoriker gehörte, die als Autodidakten zum Fach kamen und die in den 1930er Jahren die erste Generation seiner Hochschullehrer stellte. Vergleichbare Karrierewege durchliefen andere Vertreter dieser Alterskohorte wie Abbé Henri Breuil (1877–1961), Hugo Obermaier (1877–1946), Robert Rudolf Schmidt (1882–1950), Karl Hermann Jacob-Friesen (1886–1960), Gero von Merhart (1886–1959), Martin Jahn (1888–1974), Oswald Menghin (1888–1973) und Ernst Wahle (1889–1982).

Ähnlich wie diese gehört auch Schwantes damit nicht zur allerersten Riege jener Forscher, die heute als Gründerväter des Faches angesehen werden, wie etwa Rudolf Virchow (1821–1902), Oscar Montelius (1843–1921), Gustaf Kossinna (1858–1931), Carl Schuchhardt (1859–1943), V. Gordon Childe (1893–1957) oder Herbert Jankuhn (1905–1990). Mit Ausnahme der beiden zuletzt genannten waren diese Personen nicht nur deutlich älter als er, ihnen verdankt das Fach insbesondere auch weiterwirkende Beiträge zu Theorie und Methode bzw. groß angelegte Synthesen. Dagegen verbinden sich mit den Namen

Schwantes vor allem Quellenstudien zur Stein- und Eisenzeit des nordwestdeutschen Raumes. Diese Arbeiten haben durchaus Pioniercharakter, was sich nicht zuletzt daran ablesen lässt, dass in ihnen erstmals Begriffe wie 'Jastorf-Kultur' auftauchen, die bis heute in Gebrauch sind. Daneben hat sich Schwantes in seinen verschiedenen Funktionen als Fachwissenschaftler ebenso wie als Autor populärer Schriften Zeit seines Lebens um die Vermittlung und Popularisierung prähistorischen Wissens bemüht.

In diesen weiteren Kontext gehört auch Schwantes' fachpolitisches Engagement in politisch schwierigen Zeiten, dessen Analyse und Bewertung nicht ohne Grund einen der Schwerpunkte der vorliegenden Studie bildet. Eine zentrale Absicht der Verfasserin ist es, Vorwürfe, wie sie von der jüngeren Fachgeschichtsforschung bezüglich der politischen Haltung Schwantes' geäußert wurden, anhand der archivalischen Überlieferung zu prüfen und ihnen - wo nötig - zu widersprechen. Ihr Hauptanliegen ist es, auf diese Weise zu einer "möglichst ganzheitliche[n] Betrachtung von Schwantes' Biographie und Werk" zu kommen (S. 1).

In diesem Sinne ist die Darstellung von einer gewissen Sympathie für Schwantes und einer grundsätzlichen Wertschätzung seiner wissenschaftlichen Leistungen geprägt. Andererseits versucht sich die Verfasserin aber auch immer wieder gegen den vorhersehbaren Vorwurf einer Verharmlosung Schwantes' fachpolitischer Aktivitäten in den 1930er Jahren abzusichern. Dies stellt sich angesichts der widersprüchlichen Einlassungen der beteiligten Akteure allerdings als ein im Detail durchaus schwieriges Unterfangen dar ("Wie immer es sich zugetragen haben mag – zumindest teilweise scheint die Schilderung der Ereignisse nicht unplausibel", S. 155).

Erschwerend kommt hinzu, dass Schwantes selbst in seinen späteren Jahren mittels autobiographischer Stellungnahmen die Richtung der historischen Einordnung seines Werkes mitzubestimmen suchte. Dies ist gewiss legitim, es macht die Aufgabe des Biographen allerdings keineswegs einfacher. In gewissem Sinne erschwert ein solch retrospektives Selbstbild eine ,objektive' Beurteilung der ursprünglichen Verhältnisse sogar, verstärkt es doch die latente Neigung solcher Studien zur Konstruktion einer widerspruchsfreien, überzeitlichen Persönlichkeit. Insofern als im vorliegenden Fall besonders häufig aus solchen sekundären Quellen geschöpft wird, bleibt jedenfalls bis zu einem gewissen Grad unklar, inwieweit die gebotene Rekonstruktion mehr als ein idealisiertes Selbstbild des portraitierten Forschers bietet.

Die angedeutete Grundproblematik wissenschaftsgeschichtlicher Untersuchungen wird durch den methodologischen Hinweis der Verfasserin, die Studie strebe einen "internalistische[n] Blickwinkel" an, "welcher der 'Innenperspektive' des Wissenschaftlers folgt" (S. 8) zusätzlich verunklart, zumal offen bleibt, in welchem Verhältnis die gewöhnlich schwer zu vermittelnden Anforderungen der 'Einfühlung' und der 'Ideologiekritik' (in der Worten der Verfasserin: die Darlegung Schwantes' "ideologische[r] Denkmuster" [ebd.]) im hier verfolgten Ansatz zueinanderstehen.

Dabei wird der Begriff, internalistisch' – anders als in wissenschaftsgeschichtlichen Kontexten üblich – auf den Versuch der Erschließung der 'Innenperspektive' eines Wissenschaftlers bezogen. Gewöhnlich steht er für wissenschaftsgeschichtliche Ansätze, die aus einem bestimmten Fach heraus von Fachwissenschaftlern unternommen werden und dabei der besonderen Gefahr eines Präsentismus, also der unreflektierten Übertragung aktueller fachwissenschaftlicher Vorstellungen auf die Vergangenheit, unterliegen (dazu etwa M.-A. Kaeser, Mikrohistorie und Wissenschaftsgeschichte. Über die Relevanz der Biographie in der Forschungsgeschichte der Archäologie. Arch. Nachrbl. 11/4, 2006, 307-313). In diesem Sinne - aber auch in Bezug auf die Anlage der vorliegenden Studie insgesamt - ist die begriffliche Anlehnung der Verfasserin an Marc-Antoine Kaesers Konzept eines ,mikrohistorischen Ansatzes' irreführend.

Darüber hinaus werden methodologische Fragen der Archäologiegeschichtsschreibung (s. U. Veit, Archäologiegeschichte als Wissenschaftsgeschichte: Über Formen und Funktionen historischer Selbstvergewisserung in der Prähistorischen Archäologie. EAZ 52/1, 2011, 34-58) in der vorliegenden Arbeit nicht verhandelt. Vielmehr richtet sich der Fokus ganz unmittelbar auf die verfügbaren archivalischen Quellen. Insofern überrascht es auch nicht, dass die Studie nicht auf eine bestimmte Leitfrage, wie etwa jener nach Schwantes' Haltung zum Nationalsozialismus, fokussiert ist, sondern lediglich im Sinne von Rankes gezeigt werden soll, wie es eigentlich gewesen'. Zu diesem Zweck werden in positivistischer Manier zunächst alle Informationen, die einen Schwantes-Bezug besitzen, zusammenzutragen, gesichtet und chronikalisch geordnet. Dies betrifft, neben Schwantes' fachwissenschaftlichen Beiträgen, etwa seine familiären Verhältnisse, seinen Bildungsweg, die Institutionen, an denen er tätig war, sein umfangreiches Wirken als "Hobby-Botaniker' sowie die zahlreichen Personen, mit denen er in direktem Kontakt stand.

Diese verschiedenen Aspekte werden im Text nacheinander und weitgehend isoliert voneinander abgehandelt, was nicht nur zu gewissen Redundanzen führt, sondern der Schrift insgesamt fast einen Handbuchcharakter verleiht. Dies unterstreicht auch ihr Umfang von insgesamt immerhin 273 zweispaltig eng bedruckten A4-Seiten in Schriftgröße 10 Punkt. Die zahlreichen, teilweise auch längeren Zitate im Text erscheinen sogar nur in 8 Punkt, was die Lektüre unnötig erschwert.

Glücklicherweise sind die beiden Hauptteile der Studie "Leben und berufliche Laufbahn" sowie "Arbeiten zur Prähistorischen Archäologie" jeweils um eine längere Zusammenfassung erweitert worden, die dem Leser zusammengenommen dann doch noch so etwas wie eine Synthese der umfangreichen Quellenstudien der Verfasserin bieten.

Es fehlt hier der Raum, auf alle in der Arbeit angesprochenen Bereiche einzugehen. Ich möchte mich deshalb auf einige zentrale Themen beschränken, die jedoch deutlich machen, dass sich eine Beschäftigung mit Schwantes nicht nur mit Blick auf dessen ambivalentes Verhältnis zum Nationalsozialismus lohnt. Nicht näher eingehen werde ich auf die Darstellung Schwantes' archäologischer Quellenstudien zum nordwestdeutschen Raum, die im Band zwar breiten Raum einnimmt, aber vorwiegend referierenden Charakter besitzt. Wissenschaftsgeschichtlich ertragreicher ist ein Blick auf Schwantes' Sozialisation sowohl im Fach wie auch jenseits des Faches.

Wichtig für Schwantes' Persönlichkeitsentwicklung war ganz offensichtlich die lebensreformerische Bewegung des späten 19. Jahrhundert. Er begegnet uns im Buch als aktives Mitglied des "Wandervogels", als Reformpädagoge, als Rotarier sowie als überzeugter Monist, d. h. als Verfechter des naturphilosophischen Weltbilds Ernst Haeckels. Haeckel zufolge sind alle Lebensbereiche untrennbar miteinander verknüpft und somit anhand derselben Prinzipien erklärbar. Dieser Sachverhalt bietet möglicherweise einen Schlüssel zum Verständnis von Schwantes' über Jahrzehnte parallel zu seiner Karriere als Prähistoriker verlaufendem Engagement auf dem Gebiet der Sukkulentenforschung

(mit insgesamt 95 Veröffentlichungen!). Auf beiden Feldern agiert er als Systematiker und zeigt sich zugleich als Anhänger der Evolutionstheorie. Deren zentrales Prinzip der Vererbung und Mutation bildet für ihn denn auch die Grundlage der für die Prähistorische Archäologie als Wissenschaft zentral erachteten 'Typologischen Methode'. Damit vertritt Schwantes indes Anschauungen, die vielen anderen Prähistorikern seiner Zeit schon als überholt galten (S. 241).

Wenig überraschend spielten auch Heimatliebe und Patriotismus im Denken des jungen Schwantes eine wichtige Rolle, ohne dass sich dieser zunächst einer der auf diesem Gebiet aktiven Organisationen angeschlossen hätte. Schwantes' spätere Eintritte in den "Kampfbund für deutsche Kultur" (1933) sowie in die NSDAP (1934) deutet Verfasserin denn auch – allerdings ohne dies näher belegen zu können – als primär taktische Schritte (S. 164). Klar wird immerhin, dass Schwantes, wenn er in seinen Arbeiten der 1930er Jahre zeitaktuelle Fragen der Ethnogenese und der Zusammenarbeit zwischen Prähistorie und Rassenkunde aufgreift, mehr dem Zeitgeist folgt, als selbst innovative Beiträge auf diesen Gebieten zu liefern. In diesem Kontext ist auch Schwantes' Übernahme von Kossinnas bekanntem Lehrsatz zu sehen, dessen Gültigkeit er auch nach 1945 noch verteidigte (S. 241). Er war damit indes keineswegs der Einzige. Allerdings fehlt in der Studie im Hinblick auf die Einordnung solcher Sachverhalte durchweg eine komparative Perspektive.

Doch nochmals zurück zu Schwantes' Jugendzeit. Wie die vorliegende Studie auch zeigt, waren für seine engere Sozialisation im Fach vor allem drei Personen entscheidend: Johanna Mestorf, Carl Schuchhardt sowie - paradoxerweise - sein ,Schüler' Herbert Jankuhn.

Johanna Mestorf (1828-1909) darf heute mit gutem Recht als Grande Dame der norddeutschen Vorgeschichtsforschung bezeichnet werden. Sie stand nicht nur mit Rudolf Virchow in regelmäßigem Austausch, sondern hat auch entscheidend zur Verbreitung der Ergebnisse der seinerzeit fortschrittlichen skandinavischen Urgeschichtsforschung in Deutschland beigetragen. Mit ihr suchte und fand der junge Laienforscher Schwantes den direkten fachlichen Austausch – und erhielt insbesondere auch eine erste Bestätigung der Nützlichkeit seines Tuns. Dagegen hat er die Ergebnisse der von ihm besonders geschätzten skandinavischen Forscher offenbar zunächst nur über das Studium von deren Veröffentlichungen zur Kenntnis genommen.

Eine zweite wichtige Referenzperson Schwantes' war der im Fach wie gesellschaftlich sehr gut vernetzte Carl Schuchhardt (1859–1943). Er dürfte insbesondere Schwantes' Vorstellungen über moderne siedlungsarchäologische Forschung stark mitgeprägt haben, war ihm aber sicher auch als Publizist und Wissenschaftspopularisator ein großes Vorbild. Die Verbindung zwischen beiden wurde noch dadurch gestärkt, dass Schwantes 1933 dem gerade von Carl Schuchhardt promovierten Herbert Jankuhn (1905-1990) die Leitung der Haithabu-Grabung, an der dieser bereits seit 1930 teilgenommen hatte, anvertraute.

So entwickelte sich zwischen Schwantes und Jankuhn schnell eine Art Lehrer-Schüler-Verhältnis, das in eine persönliche Freundschaft mündete. Sie war allerdings keineswegs konfliktfrei. Spannungen zwischen beiden resultierten nicht zuletzt aus dem kometenartigen Aufstieg des ebenso begabten und – nicht zuletzt auch auf politischem Gebiet – umtriebigen Jankuhn in den 1930er Jahren. Dieser stellte das Machtverhältnis beider zumindest partiell schnell auf den Kopf. Die Quellenlage deutet jedenfalls an, dass Schwantes zugunsten Jankuhns schneller Macht und Einfluss abgeben musste, als er das zunächst geplant hatte (S. 154). Trotzdem hatte die Freundschaft Bestand - und Schwantes setzte sich später im Rahmen von Jankuhns Entnazifizierungsverfahren für diesen ein.

In der jüngeren forschungsgeschichtlichen Debatte steht Schwantes klar im Schatten seines berühmten 'Schülers' - und zwar im Positiven wie im Negativen. Mit dem Namen Jankuhn verbindet sich heute einerseits die Etablierung einer ganz neuen Form von Siedlungsarchäologie, für die die Ausgrabungen in Haithabu als prototypisch angesehen werden können. Andererseits gilt er zugleich als die zentrale Figur der SS-Vorgeschichtsforschung und damit als einer der Hauptrepräsentanten für ein besonders düsteres Kapitel der Fachgeschichte (s. U. Veit, Vom schwierigen Umgang mit der Vorgeschichtsforschung im 3. Reich. EAZ 52/2, 2011, 266-279).

Demgegenüber erscheint die Verstrickung von Schwantes, der überdies ja auch bereits vor der Machtübernahme in Amt und Würden war, mit dem NS-System vergleichsweise gering. Entsprechend wird er in der vorliegenden Studie weniger als Gesinnungstäter denn als Opportunist dargestellt: "[R]hetorisch und taktisch geschickt schafft es Schwantes mit wenigen Zugeständnissen höchst mögliche fachpolitische Vorteile zu erzielen. Die praktische Durchführung und inhaltliche Ausrichtung der Arbeiten [in Haithabu] bleiben dabei von politischen Intentionen erstaunlich unberührt" (S. 164). Auch habe er "in offiziellen Eingaben und fachpolitisch motivierten Schriften grenzländische Argumentationen" genutzt, "um fachpolitische Ziele zu erreichen" (S. 160). Eine Charakterisierung von Schwantes als Germanophiler, Rassentheoretiker und NS-Propagandist (so Wibke Künnemann, s. S. 243) erscheint der Bearbeiterin dagegen überzogen. In seiner wissenschaftlichen Beweisführung wirke Schwantes "zwar geistreich, doch insgesamt unentschlossen und relativierend" (S. 243).

Vor diesem Hintergrund wäre m. E. auch nochmals genauer zu prüfen, inwieweit Schwantes selbst auf das in Haithabu verfolgte Forschungskonzept Einfluss genommen hat bzw. inwieweit hier nicht von Beginn an Schuchhardt und Jankuhn Regie führten (Schäfer schreibt deren methodische Konzeption Schwantes [S. 158] zu, der genaue Sachverhalt bleibt letztlich aber unklar).

Kritisiert wird Schwantes von der Verfasserin letztlich vor allem dafür, dass er sich nach dem Zweiten Weltkrieg jeder Kritik am SS-Ahnenerbe enthielt. Ungeachtet dieser und einiger anderer Schwächen wird er dem Leser/der Leserin aber als einer "der großen Pioniere der Prähistorischen Archäologie in Deutschland" (S. 245) präsentiert, dessen Arbeiten sich durch eine "universelle und interdisziplinäre Orientierung" auszeichneten (S. 1). Gepriesen wird insbesondere sein ausgeprägter "Spürsinn" für Zusammenhänge im Material (S. 158).

Dieses Urteil ist für eine selbst noch nach Orientierung suchende Nachwuchswissenschaftlerin nachvollziehbar und sympathisch. Aus einer etwas breiteren Perspektive, die zugleich die Alterskohorte, der Schwantes angehört, in den Blick nimmt, erscheint es indes als etwas überzogen: Schwantes' ,Universalität' setzte schon sein primär regionalgeschichtlicher Ansatz vergleichsweise enge Grenzen, wie leicht ein Vergleich mit dem universalgeschichtlich angelegten Werk des etwa gleichalten Oswald Menghin zeigt. Schwantes', interdisziplinäre Orientierung' bleibt, wie die Verfasserin selbst zeigt, durch

sein Bekenntnis zum Monismus begrenzt. Eine in engerem Sinne geisteswissenschaftliche Komponente fehlt in seinem Werk weitgehend. Insbesondere aber verweist die Herausstellung des intuitiven Erfassens von Zusammenhängen bei Schwantes auf ein gewisses Defizit an Methodenbewusstsein, wie wir es besonders ausgeprägt in dieser Zeit beim nur wenig jüngeren Karl Hermann Jacob-Friesen (Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen in urgeschichtlicher Zeit [Hannover 1928]) finden. Die Einschätzung der Verfasserin, "mit seinem ganzheitlich-interdisziplinären Ansatz liefer[e] Schwantes einen wichtigen Beitrag zur methodischen Modernisierung der Prähistorischen Archäologie in Deutschland" (S. 159), wird man entsprechend etwas relativieren müssen.

Im Rückblick erscheint Schwantes m. E. vielmehr als ein erstaunlich ,normaler' Fachvertreter seiner Generation. An seinen Beiträgen werden nicht nur die Errungenschaften, sondern insbesondere auch die Defizite und Grenzen der noch jungen Disziplin deutlich. Diese Hinweise sollen aber weder die wissenschaftliche Leistung von Schwantes noch jene der Verfasserin des hier besprochenen Bandes schmälern. Sie mögen, ganz im Sinne letzterer, vielmehr lediglich zusätzliche Argumente zu einer angemessenen Einschätzung von Person und Werk Schwantes' liefern. Die vorliegende, sorgfältig recherchierte und differenziert argumentierende Studie hat jedenfalls eine vorzügliche Grundlage geschaffen, um neu und zugleich quellenorientiert über Fragen des Selbstverständnisses der Prähistorischen Archäologie nachzudenken.

Ulrich Veit

Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig, Ritterstr. 14, D-04109 Leipzig ulrich.veit@uni-leipzig.de

Friedrich Laux, Die Lanzenspitzen in Niedersachsen. Mit einem Beitrag zu den Lanzenspitzen in Westfalen von Jan-Heinrich Bunnefeld. Prähistorische Bronzefunde V, 4. Stuttgart: Franz Steiner 2012. 190 Seiten. 77 Tafeln. Hardcover. ISBN 978-3-515-10320-6.

Lanzenspitzen sind vielleicht die am stärksten unterschätzten bronzezeitlichen Waffen. Allein die Zahlen sprechen für die Bedeutung der Lanzenspitzen innerhalb der bronzezeitlichen Bewaffnung. 703 Stücke aus Niedersachsen und 76 aus Westfalen sind im vorliegenden Band zusammengetragen. Auch die großräumige Etablierung der Tüllenlanzenspitze in der entwickelten Frühbronze- und beginnenden Mittelbronzezeit (A2/B1) spricht für die systematische Einbeziehung in gewaltsame Konflikte. Dies erfolgte offenbar parallel zur allgemeinen Ausbreitung der Schwertbewaffnung. Lanze und Schwert blieben praktisch in ganz Europa bis zum Ende der Urnenfelderzeit das bestimmende Bewaffnungsmodell. Bemerkenswert ist die späte Durchsetzung dieser Innovation, die seit dem letzten Viertel des 4. Jts. v. Chr. zwischen Kaukasus und Levante bekannt war. Dort handelte es sich durchgehend um Lanzenspitzen mit Schäftungsdorn, bis im 17. Jh. v. Chr. auch Lanzenspitzen mit geschlitzter Tülle produziert wurden. Die Lanzenspitze mit gegossener Tülle war im Karpatenbecken schon im frühen 2. Jt. v. Chr. bekannt und wurde dort - wie Grab 122 von Hernádkak zeigt - auch als tödliche Waffe eingesetzt (E. Schalk, Das Gräberfeld von Hernádkak [Bonn 1992] 143 ff.). Möglicherweise bereits vor 2000 v. Chr., sicher aber kurz danach, sind Tüllenlanzenspitzen unter den sog. Sejma-Turbino Bronzen im Ural und Westsibirien zu finden. Noch lässt sich das frühe Auftreten von Tüllenlanzenspitzen im Karpatenbecken und Westsibirien nicht direkt miteinander verbinden. Ein Zusammenhang mit dem ebenfalls ersten Aufkommen von Tüllenbeilen in beiden Regionen ist allerdings wahrscheinlich (vgl. O. Dietrich, The Earliest Socketed Axes in Southeastern Europe: Tracking the Spread of a Bronze Age Technological Innovation. In: P. Suchowska-Ducke/S. Scott Reiter/H. Vandkilde [Hrsg.], Forging Identities. The Mobility of Culture in Bronze Age Europe: Volume 2 [Oxford 2015] 39-46). Mit Ausnahme einer Tüllenlanzenspitze vom Burgwall Hradec bei Dobřejovice, Kr. České Budějovice in Böhmen, sind weiter nördlich so frühe Tüllenlanzenspitzen bislang nicht nachzuweisen. H. Vandkilde (Cultural Perspectives on the Beginnings of the Nordic Bronze Age. Offa 67/68, 2010/2011, 51-77) hat die Einführung der Lanzenspitze im Norden während der Per. I als eine wichtige Innovation beschrieben, die auch eine meisterliche Beherrschung des Bronzegusses voraussetzte.

Die ältesten Lanzenspitzen in Niedersachsen weist Laux dem schon von Kersten und Jacob-Friesen definierten Typus Bagterp (Nr. 1–12) zu, der in die "Sögel-Wohlde Zeit" datiert wird, d. h. Per. I bzw. das 17. Jh. v. Chr. (vgl. zur Chronologie S. Gerloff. In: H. Meller/F. Bertemes, Der Griff nach den Sternen. Wie Europas Eliten zu Macht und Reichtum kamen. Internationales Symposium in Halle [Saale] 16.–21. Februar 2005 [Halle 2010]

603-639 Abb. 3). Sie stammen ausnahmslos aus Horten oder sind als Deponierungen z. B. in Gewässern anzusprechen. Der Hort von Ohlendorf, Ldkr. Harburg enthielt fünf solcher Lanzenspitzen. Die niedersächsischen Bagterpspitzen sind sämtlich unverziert, während zahlreiche Exemplare in Dänemark und Südschweden den charakteristischen Dreiecksdekor auf dem freien Tüllenteil aufweisen. Zu den frühbronzezeitlichen Lanzenspitzen gehört auch der Typ Vorwohlde (Nr. 13-28) mit einer dünneren Tülle und einem leicht geschwungenen Blatt. Am freien Tüllenteil verziert sind zwei Exemplare des Typus Rederzhausen (Nr. 29-30), die sich durch ein breites und relativ tief ansetzendes Blatt auszeichnen.

Die großen Lanzenspitzen des Typus Valsømagle (Nr. 31-47) mit ihrem elegant geschwungenen Blatt gehören bereits in die Per. II. In diese neue Formenentwicklung lassen sich auch die "Holsteiner Lanzenspitzen" (Typ Smørumøvre nach Jacob-Friesen) einfügen. Lanzenspitzen sind nun auch als Beigabe aus Gräbern überliefert. Die Lanzenspitze unbekannten Fundorts (Nr. 32) dürfte wegen der Verzierung von Tülle und Blatt eher süddeutschen Lanzenspitzen der Stufe Ha B1 entsprechen (etwa im Hort von München-Wiedenmayerstr.: E. Brug/F. Weber, Eine bronzezeitliche Gussstätte auf Münchener Boden. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 13, 1899, 119–128). Mit nur fünf Exemplaren ist der Typus Ullerslev (Nr. 63-67) mit tief ansetzendem, schlankem Blatt vertreten. Die niedersächsischen Exemplare sind anders als viele Exemplare aus Dänemark unverziert. Etwas jünger, in die Per. III, ist der verwandte Typus Gundslev datiert.

Unter dem Begriff "Lüneburger Stoßlanzenspitzen" (Nr. 74–269) fasst Laux Lanzenspitzen mit weidenblattförmigem Blatt zusammen, die teilweise Rippen auf der Tülle aufweisen. Die Bezeichnung ist nicht sehr glücklich, denn sie grenzt die Handhabung der Lanze auf den Stoß ein. Die "Lanzenspitzen mit normal breiter Tülle" (Nr. 271-319) sind formverwandt und wurden u. a. von Jacob-Friesen als Lüneburger Typus III bezeichnet. Verschiedene Typen und Varianten (Nr. 322–402) sind relativ homogen und lassen sich m. E. besser überregional einordnen bzw. anderen Typen zuweisen. Der Typus Tangendorf umfasst Lanzenspitzen mit tief angesetztem und geknicktem Blatt (Nr. 372-423). Eine große Serie bilden die "Wurflanzenspitzen" mit langem freien Tüllenteil (Nr. 425-537). Auch hier grenzt der Begriff die multifunktionale Handhabung der Lanze ein. Tatsächlich dürfte eher das Fechten und weniger das Werfen die Regelhandhabung der meisten Lanzen mit bronzener Spitze gewesen sein.

Zu den Fremdformen zählen die Ösenlanzenspitze aus Ober Grünhagen, Ldkr. Soltau (Nr. 270) und die Lanzenspitze aus der Gegend von Uelzen (Nr. 603), die aus Süddeutschland oder dem Ostalpenraum stammen dürfte und in die Stufe Ha B1 (Per. IV) zu datieren ist. Daneben finden sich eine Reihe von Lanzenspitzen aus dem "Pfahlbaukreis" (Nr. 619; 623), die in die Stufe Ha B3 (Per. V) gehören. Von den italischen Lanzenspitzen (Nr. 628-630) sind keine Fundumstände bekannt, so dass sie nur mit Vorbehalt als bronzezeitliche Importe anzusehen sind. Anders ist dies bei den Lanzenspitzen mit gestuftem Blatt (Nr. 645–650), die als Gewässerfunde oder Hortbestandteil echte "Importe" aus dem donauländischen Raum sind. Das gleiche gilt für die aus der Kattegattregion stammende hohl gegossene Lanzenspitze aus einem Hort von Bargdorf (Nr. 653).

Als ein Ergebnis seiner 2008 an der Universität Münster abgeschlossenen Magister-Arbeit werden von J.-H. Bunnefeld 76 Lanzenspitzen aus Westfalen vorgelegt. Das ist für diesen notorisch metallarmen Landesteil eine überraschend große Zahl. Der Fundstoff ist sehr heterogen, so dass Bunnefeld für die Lanzenspitzen überregional Vergleichsstücke benennt, um dadurch Herkunft und Datierung einzugrenzen. Die Lanzenspitzen aus Westfalen repräsentieren den gleichen Nutzungszeitraum von der Per. I bis zur Per. V wie in Niedersachsen. Es finden sich Importe oder Anregungen sowohl aus dem Alpenraum als auch Norddeutschland. Viele Lanzenspitzen sind auf den ersten Blick unscheinbar und werden gerne als Zweckform bezeichnet. Bei genauerer Betrachtung sind die meisten jedoch Teil eines zeitspezifischen Formenwandels, der in der überregionalen Betrachtung besser zum Ausdruck kommt. Nur in wenigen übergreifenden Studien und Materialvorlagen wurde versucht, den Fundstoff zu systematisieren, chronologisch zu gliedern und für eine archäologisch-historische Interpretation zugänglich zu machen. Neben dem von Laux vielzitierten Grundlagenwerk von Jacob-Friesen, und den im Literaturverzeichnis genannten Arbeiten sei auf die monographisch erschienene Doktorarbeit von L. Leshtakov und eine ausführliche Zusammenfassung (Late Bronze and Early Iron Age Bronze Spear- and Javelinheads in Bulgaria in the Context of Southeastern Europe. Archaeologia Bulgarica 15/2, 2011, 25-52) hingewiesen. Für überregionale Vergleiche sind aber weitere regionale Fundvorlagen notwendig, um den häufig verstreut und abgelegen sowie in unterschiedlicher Qualität publizierten Fundstoff besser beurteilen zu können.

Die Vorlage der Lanzenspitzen aus Niedersachsen durch F. Laux und aus Westfalen durch J.-H. Bunnefeld ist hochwillkommen und wird eine solide Basis für künftige Forschungen sein.

Svend Hansen

Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Im Dol 2-6, D-14195 Berlin

svend.hansen@dainst.de

Mária Novotná, Die Vollgriffschwerter in der Slowakei. Prähistorische Bronzefunde IV, 18. Stuttgart: Franz Steiner 2014. X + 179 Seiten. 4 s/w Abbildungen. 4 Tabellen. 43 Tafeln. Hardcover. ISBN 978-3-515-11003-7.

Schon lange hat man die Vorlage der Vollgriffschwerter in der heutigen Slowakei im Corpuswerk PBF erwartet. Zum einen wird damit der Gesamtbestand der bronzezeitlichen Schwerter in der Slowakei komplettiert. Die Griffplatten- und Griffzungenschwerter wurden bereits 1975 von P. Novák unter dem Titel "Die Schwerter in der Tschechoslowakei I" veröffentlicht. Zum anderen ist – mit dem Band von T. Kemenczei (Die Schwerter in Ungarn II. PBF IV, 9 [Stuttgart 1991]) – nun ein europäisches Zentrum der Überlieferung von Vollgriffschwertern rasch zu überschauen. Die Schwerter sind in der für das PBF-Unternehmen typischen Art zeichnerisch vereinheitlicht und damit leicht zu vergleichen. Für das westlich anschließende Mähren ist J. Říhovský (Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter in Mähren. Pravěk Supplementum 7 [Brno 2000]) heranzuziehen.

181 Vollgriffschwerter zählt der Katalog, die meisten davon seit langem bekannt. Einige werden hier erstmals vorgestellt: so die sechs fragmentierten Schwerter aus einem Sumpfgebiet bei Kaloša, okr. Rimavská Sobota. Der zeitliche Rahmen spannt sich von einem dem Typus Apa nahestehenden Vollgriffschwert (Nr. 1) aus dem Fluss Topl'a über ein möglicherweise mittelbronzezeitliches Schwert aus Piešt'any, die Riegsee- und Ragály-Schwerter, sowie die vielfältigen und zahlreichen Drei- und Mehrwulstschwerter bis zu den Schalenknaufschwertern. Ein Antennenknaufschwert aus dem Depot von Poprad-Vel'ká ist mit einer Posamenteriefibel vergesellschaftet, die in die mittlere Urnenfelderzeit (Ha A2) gehört, so dass kein Grund besteht, das Schwert wesentlich jünger zu datieren. Die Überlieferung der bronzenen Schwerter mit Vollgriff endet also in der Slowakei mit der Stufe Ha B1. Die westlichen Entwicklungen der späten Urnenfelderzeit (Typen Mörigen, Tachlovice, Auvernier etc.) fehlen in der Slowakei ebenso wie in Nordungarn.

M. Novotná hat zuvor schon sechs weitere Bände in der Reihe Prähistorische Bronzefunde vorgelegt. Als eine der besten Kennerinnen der Bronzezeit des Karpatenbeckens schöpft sie im vorliegenden Band aus ihrer Vertrautheit mit dem Fundstoff und der europäischen Forschungsliteratur. Die Besprechung der einzelnen Vollgriffschwerttypen reflektiert die letzten 50 Jahre Forschungsgeschichte, die mit dem Buch von H. Müller-Karpe über die Vollgriffschwerter in Bayern (München 1961) auf einem europäischen Niveau einsetzte. Ihre typologischen Zuordnungen und Datierungen sind im Rahmen dieser Forschungsgeschichte zu verstehen, der durch I. v. Quillfeldt (Die Vollgriffschwerter in Süddeutschland. PBF IV, 11 [Stuttgart 1995]) um einen definitorisch verbindlichen Begriffsapparat ergänzt wurde. Die typologische Gliederung der Vollgriffschwerter basiert auf Form und Verzierung der bronzenen Griffe. Wenn man den Befund der textilen Umwicklung des Griffs eines Dreiwulstschwerts vom Typus Aldrans aus dem böhmi-

schen Čeradice verallgemeinern darf, waren die Verzierungen der Griffe freilich teilweise gar nicht sichtbar (K. Grömer/M. Mödlinger, Metallographische und textilkundliche Untersuchungen an einem urnenfelderzeitlichen Schwert aus Nordböhmen. Archäologie Österreichs 16/2, 2005, 51-55).

Die Orientierung an Griffform und -verzierung ist im Fall des slowakischen Fundstoffs für die sehr einheitlichen Typen Riegsee und Ragály unproblematisch. Im Falle der Dreiwulstschwerter basiert dieser Definitionsrahmen aber im Wesentlichen auf den westlichen Typen während in der Slowakei und Nordungarn indes andere Typen vorherrschen. Die Schwierigkeiten einer zeitlichen Parallelisierung "westlicher" und "östlicher" Schwerter und Fundkomplexe beschäftigten auch Ph. Stockhammer in seiner Studie "Zur Chronologie, Verbreitung und Interpretation urnenfelderzeitlicher Vollgriffschwerter" (Rahden 2004, 63-68), ohne aber das Problem lösen zu können. Dieses liegt nämlich nicht in erster Linie in der Klassifikation von Merkmalen, sondern der besonderen Überlieferungsgeschichte begründet.

Fast alle Vollgriffschwerter, die aus der heutigen Slowakei bekannt sind, stammen nämlich aus Horten. Nur zwei Vollgriffschwerter sind als Grabbeigabe überliefert (Čachtice Nr. 32; Radzovce Nr. 145). Das Grab von Čaka mit einem oder zwei Griffzungenschwertern (Novák a. a. O. 20 Nr. 2) ist hinzuzufügen. Die meisten Vollgriffschwerter stammen aus insgesamt 33 Horten. 16 von ihnen sind "reine Horte", die nur Schwerter enthielten. Ein Depot mit drei Griffzungenschwertern aus Opatová (Novák a. a. O. 16f. Nr. 61-62) und ein Depot von Gemer mit zwei Griffzungenschwertern (ebd. 20 Nr. 80-81) sind hinzuzufügen. 17 Horte enthielten neben den Schwertern weitere Objekte. Will man nicht glauben, die Horte seien Krisenverstecke, so lässt sich leicht erkennen, dass hier eine soziale Praxis am Werk war, die sich über einen Zeitraum von knapp 400 Jahren erstreckte. Die Charakteristika der slowakischen Deponierungen lassen sich von anderen Depotregionen in Mitteleuropa klar unterscheiden. Neben reinen Horten und Horten mit einseitiger Zusammensetzung ist der geringe Fragmentierungsgrad für diese Gruppe typisch (vgl. S. Hansen, Studien zu den Metalldeponierungen während der älteren Urnenfelderzeit zwischen Rhônetal und Karpatenbecken. Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie 21 [Bonn 1994] 330 Abb. 206 Deponierungsgruppe 8). D. Brandherm (Swords by Numbers. In: Ch. Burgess/P. Topping/F. Lynch, Beyond Stonehenge. Essays on the Bronze Age in Honour of Colin Burgess [Oxford 2007] 288-300) hat unlängst die reinen Schwerthorte Europas zusammengetragen. Dabei werden in diachroner Perspektive interessante Muster im Ablauf des Aufkommens reiner Schwerthorte erkennbar. Ihre Niederlegung begann in der frühen Mittelbronzezeit offenbar im westlichen Europa, bevor sie in der älteren Urnenfelderzeit typisch für die Slowakei und Nordungarn wurde, bis in der jüngeren Urnenfelderzeit der westliche Ostseeraum hinzutrat, der dann neben den Britischen Inseln in der späten Urnenfelderzeit zum alleinigen Zentrum dieser Deponierungsform wurde. Die reinen Schwerthorte sind also nicht zufällig in Raum und Zeit verteilt, sondern reflektieren eine besondere Praxis derjenigen, die über die Schwerter verfügen konnten.

Die reinen Schwerthorte in der Slowakei enthalten zwei, drei, fünf und sechs Schwerter sowie einmal 15 bzw. 19 Schwerter. Die Horte umfassen in der Regel unterschiedliche Vollgriffschwertypen. Griffzungenschwerter sind selten. Die Schwerter sind in wenigen Fällen intakt (im Depot von Martinček sind es drei von 15 Schwertern), häufig aber

beschädigt oder zerbrochen. Kleinteilige Fragmentierung findet sich in diesen Horten jedoch nicht. Der große Hort von Martinček besteht nach Novotná (34 Nr. 25) aus einem Schwert des Typus Ragály, einer "Einzelform", vier Schwertern vom Typ Illertissen, fünf Exemplaren vom Typus Liptov, einem Schwert des Typus Högl und zwei Schwertfragmenten. Die 14 Schwerter wurden zwischen 1890 und 1919 auf zwei Flurstücken gefunden. Die Zusammenstellung weicht von der bei M. Novotná (Die Bronzehortfunde in der Slowakei. Spätbronzezeit [Bratislava 1970] 105 f.) gegebenen Auflistung um ein fünfzehntes Schwert ab. Typologisch ist das Schwert des Typus Ragály klar in die Stufe Bz D zu setzen. Allerdings weist Novotná (S. 35) darauf hin, dass das Schwert ein Ricasso besitzt, was ein Merkmal der Stufe Ha A1 sei. Tatsächlich ließe sich hinzufügen, dass die leicht gebauchte Form der Klinge nicht typisch für die frühe Urnenfelderzeit ist. Die Illertissen-Schwerter lassen sich mühelos in die ältere Urnenfelderzeit datieren (Ha A1), das Schwert des Typus Högl ist in die Stufe Ha A2 datiert. Das Depot enthält also Objekte, die sich über drei Zeitstufen verteilen lassen. Der Niederlegungszeitpunkt wird durch das jüngste Objekt in die Stufe Ha A2 definiert. Es gibt keinen Spielraum diesen auf die Stufe Ha A1 "vorzuverlegen". Anstatt den Hort anhand der Schwerter und die Schwerter anhand des Horts zu datieren, sollte von einem längeren Deponierungszeitraum ausgegangen werden. Auch die Fundumstände legen nahe, dass zu verschiedenen Zeiten Schwerter an diesem Platz in enger Nachbarschaft niedergelegt wurden. Damit handelt es sich streng genommen vermutlich um mehrere Horte, die dennoch in einem Kontext stehen.

Für die Datierung der Schwerthorte muss man sich von der Vorstellung lösen, dass Hortfundhorizonte existieren, in die das im Umlauf befindliche Gut gelangte. An den Deponierungsorten ist mit einer längeren Aktivitätsphase zu rechnen. Die Datierung des einzelnen Schwertes im Hort und die daraus abgeleitete Datierung für den Typus dreht sich im Kreis solange nicht weitere Argumente fruchtbar gemacht werden können. Ein Schlüssel hierfür sind zweifellos die Metallanalysen. Seit den Studien von V. Rychner und N. Kläntschi (Arsenic, nickel et antimoine: une approche de la métallurgie du Bronze moyen et final en Suisse par l'analyse spectrométrique [Lausanne 1995]) ist klar, dass die Spurenelementkomposition in den Bronzen einem zeitspezifischen Wechsel unterliegt. Eine Reihenuntersuchung der Schwerthorte verspräche eine typologieunabhängige Datierung. Damit könnte die Homogenität bzw. Heterogenität der deponierten Schwerthorte ermittelt werden. Dies wiederum wäre die Basis für weiterführende Interpretationen, ob die deponierten Schwerter z. B. Weihungen von Kriegergefolgschaften waren oder Beuteopfer nach siegreicher Schlacht. Über die Fundumstände der Horte ist leider nur wenig bekannt. Der aus vier Liptov- und zwei Griffzungenschwertern bestehende Hort von Sliače war in Travertinspalten deponiert, die in der unmittelbaren Nähe der Mineralquelle Teplica liegen. Novotná (S. 15) bringt diese Deponierung mit einer außergewöhnlichen Körperbestattung in unmittelbarer Nachbarschaft des Horts in Verbindung.

Schwerter wurden für im Zweifelsfall tödliche Auseinandersetzungen produziert. Darüber hinaus waren sie Reichtums- und Statusanzeiger, symbolisch aufgeladene Objekte oder Gegenstände, die eine Weihgabe sein konnten. All dies konnten sie jedoch nur deshalb sein, weil an der Ernsthaftigkeit ihres Einsatzes kein Zweifel bestehen konnte. Damit ist nicht gesagt, dass sie ohne Unterlass zum Töten eingesetzt wurden. Genaue Untersuchungen der Klingen und ihrer Verletzungen wären notwendig um ihren Einsatz in kriegerischen Auseinandersetzungen besser abschätzen zu können. Die radiographischen Untersuchungen der slowakischen Schwerter durch B. Sicherl (S. 103 ff.) zeigen tendenziell eine Qualitätsminderung der Schäftungen in der jüngeren Urnenfelderzeit. Vorsichtig zieht Sicherl eine Verschiebung des Vollgriffschwerts zur Repräsentationswaffe in Erwägung. All dies sind noch offene Fragen.

Der Band von Mária Novotná legt für die weitere Forschung Grundlagen, von denen die Archäologie in hohem Maße und dankbar profitieren wird.

Svend Hansen

Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Im Dol 2-6, D-14195 Berlin

svend.hansen@dainst.de

Dragana Antonović, Kupferzeitliche Äxte und Beile in Serbien. Prähistorische Bronzefunde IX, 27. Stuttgart: Franz Steiner 2014. 131 Seiten. 59 Tafeln. 13 s/w Abbildungen. 6 Tabellen. Hardcover. ISBN 978-3-515-10977-2.

In diesem Band werden 377 kupferzeitliche Beile und Äxte sowie 47 kupferne Kleingeräte aus Serbien vorgelegt. Das meiste ist bereits publiziert, erstmals werden lediglich 34 Objekte vorgestellt. Die Einbeziehung von Kleingeräten, wie Ahlen, Meißel und Haken geht über den Titel des Bandes hinaus. Im Vorwort wird darüber hinaus festgestellt, dass "bei der Auswahl des Fundmaterials [...] weniger chronologische Erwägungen, sondern das Herstellungsmaterial – Kupfer – im Vordergrund" standen. Daher werde die Zeitspanne von der Vinča-Kultur bis zum Ende der Bronzezeit durch die Funde repräsentiert.

In der Einleitung werden ausführlich die Forschungsgeschichte der Archäometallurgie und die ältesten Metallurgiebelege in Serbien dargestellt. Dabei spielt Vinča selbst eine wichtige Rolle, denn Nachweise für Metallurgie finden sich kontinuierlich von den ältesten bis zu den jüngsten Siedlungsschichten. Daneben trug die Erforschung des kupferzeitlichen Bergwerks von Rudna Glava wesentlich zur Kenntnis der frühen Kupfermetallurgie auf der Balkanhalbinsel bei. Von großer Bedeutung ist auch das Abbaugebiet von Majdanpek, aus dem nach den vorliegenden Analysen Kupfer bis an die untere Donau (Pietrele) und die Schwarzmeerküste (Durankulak, Varna) verhandelt wurde. Dargestellt werden auch die Schlegel aus den kupferzeitlichen Bergwerken und die wenigen Gussformenreste.

Die Autorin rekonstruiert eine Entwicklung der Metallurgie (S. 17), die sie mit einer "prämetallurgischen Phase" zwischen 6300 und 5400 v. u. Z. beginnen lässt. Die "frühe metallurgische Phase" zwischen 5400–4600/4500 v. u. Z. entspricht der Vinča-Kultur. Davon unterscheidet sie eine "Degradations- oder Niedergangsphase" zwischen 4850 und 4600/4500 v. u. Z., da in der Vinča-Pločnik-Zeit die Kupferverarbeitung stark abnehme. Die "äneolithische Phase" zwischen 4500/4400 und 2500 v. u. Z. schließlich sei durch eine Zunahme von Kupfergegenständen geprägt.

Es ist offensichtlich, dass dieses Schema an die serbische Sequenz neolithisch-kupferzeitlicher "Kulturen" angepasst ist und überregional keineswegs verallgemeinert werden kann. Zudem bleibt die Definition solcher Entwicklungsphasen hinter dem sich schnell verändernden Kenntnisstand zur frühen Metallurgie rasch zurück, der im vorliegenden Band leider nur unzureichend durch Literaturzitate abgebildet wird, die hier wenigstens teilweise nachgetragen werden.

Die "prämetallurgische Phase" zwischen 6300 und 5400 v. u. Z. stellt – mit einem großzügig datierten Beginn – das frühe Neolithikum dar, das in Serbien durch die Starčevo-Kultur repräsentiert wird, aus der es aber bislang keine Kupferfunde gibt, so dass diese Phase ausscheiden kann.

Die "frühe metallurgische Phase" zwischen 5400 und 4500 setzt nicht die richtigen chronologischen Begrenzungen. Die Jahrhunderte vor der 5000 v. u. Z. sind zwar durchaus von einem wachsenden Interesse an den Metallen, z.B. Malachit geprägt. Allerdings erfolgte der entscheidende technische Durchbruch der Metallurgie erst mit der Beherrschung der Metallurgiekette von der bergmännischen Gewinnung und Verhüttung bis zum Metallguss. Nach heutigem Kenntnisstand begann dies um 5000 v. u. Z., das Ende der Vinča-Pločnik-Zeit war um 4650 v. u. Z. (hierzu u. a. E. Pernicka/D. Anthony, The Invention of Copper Metallurgy and the Copper Age of Old Europe. In: D. Anthony/J. Y. Chi [Hrsg.], The Lost World of Old Europe. The Danube Valley, 5000–3500 BC [New York/ Princeton and Oxford 2010] 163-177; E. Pernicka, Die Ausbreitung der Metallurgie in der Alten Welt. In: Бронзовый век. Европа без границ. Bronzezeit. Europa ohne Grenzen. 4.-1. Jts. v. Chr. [St. Petersburg 2013] 66-78; M. Radivojević, Inventing Metallurgy in Western Eurasia: a Look through the Microscope Lens. Cambridge Archaeological Journal 25, 2015, 321-338).

Keineswegs existiert eine inhaltlich begründete äneolithische Phase zwischen 4500/4400 und 2500 v. u. Z. Vielmehr muss man die kupferzeitliche Metallurgie des 5. Jts. v. u. Z. von jüngeren Metallurgieentwicklungen des 4. Jts. und 3. Jts. unterscheiden, die insbesondere mit Legierungen des Kupfers und daraus resultierend einem neuen Waffen- und Gerätebestand verbunden sind. Die vielleicht bedeutendste Innovation in der frühen Metallurgie erfolgte im 4. Jt. v. Chr., nämlich mit dem Wechsel vom weichen Kupfer zur harten Bronze durch die Legierung des Kupfers. Die Legierung war der eigentliche technische Durchbruch in der Metallurgie von der Herstellung von "Prestigeobjekten" zu funktionstüchtigen Werkzeugen und Waffen. In Serbien erfolgte dies, dem Fundbestand nach zu urteilen, spätestens in der zweiten Hälfte des 4. Jt. v. u. Z. (vgl. S. Hansen, Innovative metals: copper, gold and silver in the Black Sea region and the Carpathian Basin during the 5th and 4th millennia BC. In: St. Burmeister/S. Hansen/M. Kunst/N. Müller-Scheeßel [Hrsg.], Metal Matters [Rahden/Westf. 2013] 137–170).

Darüber hinaus besteht ein terminologischer Unterschied zwischen der serbischen und der ungarischen Forschung, die Kulturerscheinungen des 3. Jts. v. u. Z. noch als "äneolithisch" bzw. eben schon als "frühbronzezeitlich" zu klassifizieren (vgl. G. Kulcsár/ V. Szeverényi, Transition to the Bronze Age: Issues of Continuity and Discontinuity in the First Half of the Third Millennium BC in the Carpathian Basin. In: V. Heyd/G. Kulcsár/ V. Szeverényi [Hrsg.], Transitions to the Bronze Age. Interregional Interaction and Socio-Cultural Change in the Third Millennium BC. Carpathian Basin and Neighbouring Regions [Budapest 2013] 67-92). Nimmt man die Definition Christian Jürgensen Thomsens zum Maßstab, dass die schneidenden Gerätschaften aus dem für die Periode namengebenden Material hergestellt sein sollten, dann handelt es sich beim 3. Jt. v. u. Z. zweifellos um die Bronzezeit. Denn die Dolche und Stabdolche, in geringerem Umfang aber auch die Beile und Äxte, sind schon mit höheren Arsen-, ganz selten auch einmal Zinnbeimengungen legiert. Das betont auch die Autorin (S. 90). Dass Arsen als Legierungsmaterial die gleichen technischen Vorteile wie das Zinn bietet (freilich nicht den ästhetisch reizvollen goldenen Schimmer erzeugt), müsste auch in der Archäologie terminologische Konsequenzen haben und in beiden Fällen die Begriffe Bronze bzw. Bronzezeit nach sich ziehen.

Der Katalog der Funde beginnt mit schmalen Keilen und den Schwerbeilen vom Typ Pločnik (Nr. 12-37). Die meisten von ihnen stammen von der eponymen Fundstelle und sind in die erste Hälfte des 5. Jts. v. u. Z. zu datieren. Die als vergleichbar zitierten Funde aus Bulgarien und Rumänien sind jünger und gehören in die Zeit zwischen 4600 und 4300 v. u. Z.

Flachbeile mit verbreiteter Schneide (Nr. 45-55) liegen ausschließlich als Einzelfunde vor. Formal werden sie mit den Beilen des Typus Szakálhát verglichen und sind damit für das letzte Viertel des 5. und frühen 4. Jts. v. u. Z. charakteristisch. Es handelt sich um eine Beilform, die weit bis in den Ostalpenraum und Norditalien verbreitet ist (vgl. P. Gleirscher, Frühes Kupfer und früher Kupferbergbau im und um den Ostalpenraum. In: M. Blečić et al. [Hrsg.], Scripta Praehistorica in honorem Biba Teržan. Situla 44 [Ljubljana 2007] 93-110).

Schwierig zu datieren sind die breiten rechteckigen Flachbeile des Typus Ponikve (Nr. 55-71), die im Grundentwurf den Flachbeilen des Typus Altheim vergleichbar sind (Nr. 72-86). Die serbischen Exemplare lassen sich einstweilen im 4. Jt. nicht zeitlich enger fixieren.

Die fächerförmigen Flachbeile der "Variante Leget" (Nr. 97-99) sind hingegen eine schon für das frühe 3. Jt. charakteristische Beilform, die allgemein als Typus Griča eingeführt und vor allem in bosnischen Horten belegt ist. Sie lässt sich durch die entwickelten Äxte des Typus Kozarac auch mit den Funden von Mala Gruda und Gruda Boljevica verbinden (M. Primas, Velika Gruda I. Hügelgräber des frühen 3. Jahrtausends v. Chr. im Adriagebiet – Velika Gruda, Mala Gruda und ihr Kontext [Bonn 1996]; S. Hansen in: H. Born/S. Hansen, Helme und Waffen in Alteuropa [Mainz 2001] 13-35; B. Govedarica, Grab- und Opferfunde aus dem Hügel Gruda Boljevića in Montenegro [erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.]. In: J. Šuteková/P. Pavúk/P. Kalábková/B. Kovár [Hrsg.], Panta Rhei. Studies on the Chronology and Cultural Deveopment of South-Eastern and Central Europe in Earlier Prehistory. Presented to Juraj Pavúk on the Occasion of his 75th Birthday [Bratislava 2010] 141–149).

Das oben zu den Schwerbeilen des Typus Pločnik Gesagte gilt auch für die Hammeräxte des Typus Pločnik (Nr. 117-130). Sie sind in die erste Hälfte des 5. Jts. v. u. Z. zu datieren, während die zum Vergleich herangezogenen Funde aus Bulgarien und Rumänien jünger sind (4600–4300 v. u. Z.). Es ist mit dem geringen überlieferten Fundbestand kaum möglich, zeit- und regionalspezifische Varianten sicher zu definieren. Sie sind in Serbien entweder in den Depots von Pločnik oder als Einzelfunde überliefert (zu dieser Axtgruppe vgl. auch B. Govedarica, Eine Kupferaxt aus Frankfurt/Oder, die Datierungsprobleme des Hortfundes von Cărbuna und die Chronologie der Hammeräxte vom Typ Pločnik. In: V. Spinei et al. [Hrsg.], Scripta praehistorica. Miscellanea in honorem nonagenarii magistri Mircea Petrescu-Dîmbovița oblata [Iași 2005] 445–459; B. Govedarica, Spuren von Fernbeziehungen in Norddeutschland während des 5. Jahrtausends v. Chr. Das Altertum 55, 2010, 1-12). Weitere Hammeräxte der bekannten Typen Vidra, Siria, Coka und Mezőkeresztes liegen in geringer Zahl vor (Nr. 131–143).

Mit 66 Exemplaren ist hingegen die Gruppe der querschneidigen Hackenäxte des Typus Jászladány vertreten. Sie sind überwiegend Einzelfunde oder stammen aus Depots. Die Horte von Milana, Veliko Središte und Dobanovci enthielten jeweils drei Äxte. Im Hort von Šarkamen waren sechs Äxte niedergelegt worden. Das Depot von Donji Milanovac umfasste sieben Äxte. In Bečmen waren neun Äxte und ein Pfriem deponiert worden. Die Datierung der Äxte zwischen das letzte Viertel des 5. Jts. und die Mitte des 4. Jts. v. u. Z. ist durch entsprechende Funde aus dem Karpatenbecken sicher belegt. Inwieweit die guerschneidenden Äxte noch in die zweite Hälfte des 4. Jts. v. u. Z, also in die Cotofeni- und Kostolaczeit hineinreichen, wie die Autorin vermutet, sei dahingestellt.

Eine technische Innovation stellen die Schaftlochäxte dar. Die Verlagerung des Schaftlochs an das Ende des Beilkörpers erhöhte die Durchschlagskraft. Zudem sind die Schaftlochäxte nicht selten schwerer. Zwei Äxte aus Bela Crva und Izbište (Nr. 329-330), zwei in der Vojvodina gelegenen Orten, weisen Arsengehalte von 1 bzw. 1,17 % auf, was auf eine gezielte Beimengung hindeuten könnte. Formal sind die beiden Äxte mit dem karpatenländischen Typus Bániabic verwandt. Diese etwas plumpe Axtform ist im Nordkaukasus bereits vor der Mitte des 4. Jts. v. u. Z. und in der zweiten Hälfte des 4. Jts. v. u. Z. in zahlreichen Gräbern als Beigabe belegt. Auch im Karpatenbecken sind diese Äxte bereits in der zweiten Hälfte des 4. Jts. v. u. Z. nachzuweisen. Mit über 40 Beilen ist der Hort von Vâlcele bei Cluj (Rumänien) die vermutlich größte Deponierung in dieser Zeit (vgl. die Neuvorlage bei T. Soroceanu, Die Kupfer- und Bronzedepots der frühen und mittleren Bronzezeit in Rumänien. Archaeologia Romanica 5 [Cluj Napoca 2012] 109–112; Taf. 37–43,1–2). Die beiden serbischen Äxte sind also deutlich älter als Glina III, wie von der Autorin vermutet und auf Tafel 60 dargestellt.

Jünger sind die Schaftlochäxte der Typen Lozane (Nr. 331-335) und Kozarac (Nr. 336-353), die für das frühe 3. Jt. v. u. Z. charakteristisch sind. Die Autorin vertritt eine späte Datierung, die sich auf die Axt Nr. 339 aus Grab 208 in Mokrin stützt, was eine zeitliche Einordnung etwa zwischen 2100 und 1800 v. u. Z. nahelegen würde. Demgegenüber lässt sich einwenden, dass die Axt aus Mokrin mit ihrem langen leicht glockenförmig geschwungenen Klingenkörper nicht den für die Kozarac-Äxte charakteristischen leicht ansteigenden Rücken besitzt. Auch die im Verhältnis zur Länge schmale Schneide vertritt nicht den klassischen Typus Kozarac. Der Typus Kozarac ist im Depot von Dunakömlőd (Ungarn) vertreten, der ein frühes Randleistenbeil enthält, welches dem Beil der Ötztaler Gletschermumie ähnelt, die in das letzte Viertel des 4. Jts. datiert ist. Damit wäre für die Schaftlochäxte dieses Typus ein Anhaltspunkt für die gegenwärtig frühestmögliche Datierung gewonnen. Durch die Axt aus dem Grab von Mala Gruda (und die ¹⁴C-Daten aus Velika Gruda) sind sie sicher im ersten Viertel des 3. Its. v. u. Z. etabliert.

Die Axt aus Baranda (Nr. 345) in der Vojvodina war zusammen mit zwei Flachbeilen und einem Dolch deponiert, die Axt aus Sremska Mitrovica (Nr. 349), ebenfalls in der Vojvodina gelegen, bildete mit zwei Flachbeilen einen Hort. Sie fügen sich gut in das zu dieser Zeit geläufige Deponierungsgeschehen. Vergleichbare Waffen-/Gerätdeponierungen sind auch aus Ungarn (Fajsz) und Mähren (Brno-Lišeň) bekannt.

Der vorliegende Band bietet einen raschen Zugriff auf die kupfer- und frühbronzezeitlichen zeitlichen Schwergeräte in Serbien und ist daher sehr willkommen.

Svend Hansen

Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Im Dol 2-6, D-14195 Ber-

svend.hansen@dainst.de

Julian Winiker, Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter in Böhmen. Mit einem Beitrag von Harry Wüstemann und Bernhard Sicherl. Prähistorische Bronzefunde IV, 19. Stuttgart: Franz Steiner 2015. IX + 143 Seiten. 1 s/w Abbildung. 6 Tabellen. 31 Tafeln. Hardcover. ISBN 978-3-515-11211-6.

Mit Band IV, 19 wird die Vorlage der bronzezeitlichen Schwerter aus Böhmen komplettiert. Die Griffplatten- und Griffzungenschwerter waren bereits 1975 von P. Novák unter dem Titel "Die Schwerter in der Tschechoslowakei I" veröffentlicht worden. 17 Jahre später endete der zweimal nach Weltkriegen gegründete gemeinsame Staat von Tschechen und Slowaken. Einen Band II wird es daher nicht geben.

Der Verlust etwa eines Drittels der 61 typologisch ansprechbaren Vollgriffschwerter in Böhmen ist, gemessen an den Toten und den sonstigen Zerstörungen, nur eine Fußnote der deutschen Besatzung vor und während des Zweiten Weltkriegs (S. 4). Doch ist das Ausmaß der Zerstörungen und Plünderungen von archäologischen Sammlungen in Mittel- und Osteuropa während des Zweiten Weltkriegs noch kaum im Bewusstsein der Forschung. M. Gedl musste bei der Vorlage der Lanzenspitzen in Polen (Prähistorische Bronzefunde V, 3 [Stuttgart 2009]) sogar über 50% der bronzenen Lanzenspitzen als Kriegsverluste beurteilen. Für den mährischen Landesteil Tschechiens ist die Arbeit von J. Říhovský (Die bronzezeitlichen Vollgriffschwerter in Mähren. Pravěk Supplementum 7 [Brno 2000]) heranzuziehen. Die Vollgriffschwerter in der Slowakei wurden 2014 von M. Novotná als PBF-Band (IV, 18) vorgelegt.

Der vorliegende Band geht auf eine 2002 an der Universität Münster abgeschlossene Magister-Arbeit zurück. Dem Vorwort ist zu entnehmen, dass sie von B. Sicherl "auf den neusten Stand der Forschung gebracht" wurde. Allerdings ist dies nur teilweise geglückt. So werden in der Einleitung die Forschungsgeschichte (S. 1 f.), die typologische Gliederung (S. 2 f.) und die Chronologie (S. 3 f.) dermaßen kurz abgehandelt, dass diese äußerst knappen Bemerkungen den Themen nicht gerecht werden und man besser auf sie verzichtet hätte.

Ausführlicher wird die "Quellenlage" (S. 4–15) behandelt. Für die böhmischen Vollgriffschwerter werden sechs Arten von Fundumständen unterschieden: "Grabfunde, Depots vom trockenen Land und aus Flüssen, Einzelfunde, Flussfunde und unbekannte Fundumstände". In der Aufzählung mischen sich unterschiedliche Kategorien, nämlich archäologische Quellen wie Depots und Gräber mit topografischen Zuordnungen (trockenes Land und Flüsse). Funde von denen der Quellenkontext unbekannt ist, spielen logischerweise bei der Behandlung der Quellen keine Rolle. Hier hätte die Redaktion den Text glätten können. Die heterogenen Kategorien werden bezüglich ihres Vorkommens in den fünf Regionen Nordwest-Böhmen, Mittelböhmen, Nordostböhmen und Westböhmen sowie (merkwürdigerweise eigenständig) die Elbe und "Böhmen" (genauer

Fundort unbekannt) untersucht und regionale Unterschiede, wie etwas das Fehlen von Gräbern mit Schwertbeigabe in Nordostböhmen festgestellt. Insgesamt stammen 17 Vollgriffschwerter aus Gräbern, elf aus Depots, sechs sind Einzelfunde. Dazu kommen fünf Schwerter aus der Elbe, die als Depot interpretiert werden und acht, die als Einzelfunde aus Flüssen überliefert sind. Von 14 Schwertern sind die Fundumstände unbekannt. Gräber sind in Böhmen also keineswegs "die häufigste Quellengattung für Vollgriffschwerter" (S. 6), sondern die Deponierungen mit 30 Nachweisen.

Der Verfasser meint, dass eine Kontinuität der Vollgriff- bzw. Halbvollgriffschwerter in Nordwest- und Mittelböhmen, also im Kerngebiet der Knovizer-Kultur von der Hügelgräberbronzezeit bis zur späten Urnenfelderzeit nachweisbar sei. In West- und Südböhmen seien Vollgriffschwerter von der jüngeren Hügelgräberzeit bis zur mittleren Urnenfelderzeit belegt. Wie bei vielen dieser Feststellungen fehlen auch hier Vergleiche etwa mit anderen Regionen, die die Signifikanz der Quellenüberlieferung konturieren würde.

Schwer verständlich ist die Behandlung der quellenkritischen Fragen ohne die Einbeziehung der Griffplatten- und Griffzungenschwerter, die die "statistische" Basis verbreitert und ggf. Besonderheiten der Vollgriffschwerter besser herausgearbeitet hätte. In Nordwestböhmen sind Gräber mit Schwertbeigabe schon in der älteren Hügelgräberzeit bekannt (Malnice, okr. Louny: Novák a. a. O. 9 Nr. 27, Taf. 36A) während das Grab von Obrnice, okr. Most mit einem Achtkantschwert (Nr. 6) mit dem Grab von Třebívlice, okr. Litoměřice (Novák a. a. O. 19 Nr. 74, Taf. 11, 74) mit einem Griffzungenschwert parallelisiert und in die jüngere Hügelgräberzeit datiert werden kann.

Besonders störend ist die Nichteinbeziehung der Griffplatten-, Griffzungen- und Griffangelschwerter bei der Behandlung der Depots, denn die Zahl der Klingenfragmente aus Böhmen beläuft sich auf 42 in diesem Band (Nr. 76-118) und 28 bei Novák vorgelegte Stücke. Der Autor unterscheidet Depotfunde vom trockenen Land und aus Flüssen. Zu letzteren bemerkt er: "Ein Depot aus einem Fluss lässt sich kaum im strengen Sinne als geschlossener Fund bezeichnen. Dennoch erscheint bei einem näher einzugrenzenden Fundort und einer übereinstimmenden Datierung der Funde eine gemeinsame Deponierung durchaus möglich" (S. 13). Die seit W. Torbrügges grundlegender Studie erschienene Literatur zu den Gewässerfunden hat darauf verzichtet, von Depots aus Flüssen zu sprechen. Die Zufälligkeit der Baggerschaufel und die Bewegung des Flusses schließen aus, die intentionelle gemeinsame Niederlegung von Objekten identifizieren zu können. Die Schwerter von der Porta Bohemica oder die bekannten Kammhelme aus dem Rhein bei Mainz mögen auf eine einzige Deponierungsaktion zurückgehen. Nachweisbar ist dies allerdings nicht. Das Problem ist, dass es nicht nur diese scheinbar plausiblen Ensembles, sondern die nahezu unendliche Zahl von Kombinationen verschiedener Objekte zu "Flussdepots" zu bedenken gilt. Daher sollte auch künftig nicht von "Depotfunden aus Flüssen" gesprochen werden.

Allerdings wäre die Bearbeitung weiterer europäischer Flussfundinventare unter Fragestellungen, die sich in den letzten Jahren bezüglich der Horte herauskristallisiert haben, wünschenswert. So wäre die chronologische Zusammengehörigkeit bzw. Laufzeit von Flussfundensembles in einzelnen Flussabschnitten von der Gesamtheit der Funde und nicht nur von einer Fundgruppe aus zu beurteilen. So hat beispielsweise der Fund von Piller gerade die Kollektionierung des Horts über einen langen Zeitraum als ein Handlungsmodell vorgeführt (G. Tomedi, Das Depot von Moosbruckschrofen am Piller und seine vermeintlichen Datierungsprobleme. In: M. Blečić et al. [Hrsg.], Scripta Praehistorica in honorem Biba Teržan. Situla 44 [Ljubljana 2007] 259–265).

Der Fundstoff (S. 27 ff.) umfasst drei Schwerter des Typus Göggenhofen, sieben Achtkant- und elf Riegseeschwerter aus Gräbern bzw. aus unbekannten Fundkontexten. Das singuläre Schwert von Paseky (Nr. 22) stammt Richlý zufolge aus einem Depot, was vom Verfasser jedoch in Zweifel gezogen wird. Ein Vierwulstschwert ist vermutlich ebenfalls ein Grabfund. Die 18 Dreiwulst- und Schalenknaufschwerter sind hingegen überwiegend Gewässerfunde oder Einzelfunde ohne bekannten Kontext. Nur zwei stammen aus Gräbern (Čeradice Nr. 28 und Žatec Nr. 34). Die 16 Antennenknauf-, Tachloviceund Mörigenschwerter gehören überwiegend zu Horten, zwei sind aus den Gräbern von Hostomice (Nr. 48) und Most (Nr. 50) bekannt. Man sieht sehr deutlich, wie stark die Überlieferung der Schwerter von zeitspezifischen Tendenzen der Deponierung abhängig ist. In der Mittelbronzezeit und der frühen Urnenfelderzeit wurden Schwerter vorwiegend in Gräbern deponiert, in der anschließenden älteren bis jüngeren Urnenfelderzeit (Ha A-B1) in Gewässern und in der späten Urnenfelderzeit (Ha B3) in Horten.

Die unterschiedlichen Deponierungsformen, z. B. die Horte, weisen Konstanten auf, unterliegen aber auch einem Wandel in der Zeit, wie T. Vachta in seiner Studie "Bronzezeitliche Hortfunde und ihre Fundorte in Böhmen" (Berlin 2016) herausgearbeitet hat.

Zur Beurteilung der Funktion der Vollgriffschwerter wird neben dem Zubehör und den Verzierungen auch die Qualität der Klingen behandelt. Mehrere Vollgriffschwerter konnten radiometrisch untersucht werden. So war die Klinge des Achtkantschwerts von Vrhaveč (Nr. 4) stark verlunkert. Auch sechs weitere Schwerter (Nr. 6; 13; 19; 42–44) wiesen nach Einschätzung des Verfassers so viele Gussfehler auf, dass eine Verwendung im Kampf sehr fraglich sei. Auch die Beschreibung der Radiographien durch H. Wüstemann und B. Sicherl (S. 89ff.) zeigt das Potential der technischen Beschreibung. Exemplarisch wird dies am Schwert von Cachrov-Chvalšovice deutlich, wo der Griff speziell für die Klinge angefertigt worden zu sein scheint (Photos der Radiographien wären sehr nützlich). Die auf den Griff fixierte typologische Gliederung blendet zumeist vollständig die Klinge aus. Damit wird eine chronologische Gleichzeitigkeit suggeriert, die tatsächlich keineswegs gegeben ist. Vielmehr gilt es beim Vollgriffschwert von einem Objekt mit komplexer "Biographie" auszugehen. Dies wird erst deutlich, wenn überregional größere Serien eines Vollgriffschwerttypus nebeneinander gestellt und detailliert verglichen würden.

Svend Hansen

Eurasien-Abteilung des Deutschen Archäologischen Instituts, Im Dol 2-6, D-14195 Berlin

svend.hansen@dainst.de

Mischa Meier & Steffen Patzold (Hrsg.), Chlodwigs Welt. Organisation von Herrschaft um 500. Roma æterna 3. Stuttgart: Franz Steiner 2014. 622 Seiten, 11 s/w Abbildungen, 7 Tabellen. Hardcover. ISBN 978-3-515-10853-9.

Der Tod des fränkischen Königs Chlodwig 1500 Jahre zuvor war der Anlass für eine interdisziplinäre Konferenz, die im September des Jahres 2011 im oberschwäbischen Weingarten "Wissenschaftler aus der Alten und Mittelalterlichen Geschichte, der Byzantinistik, Archäologie und Kirchengeschichte" (Vorwort, S. 5) zusammenbrachte, um Fragen aus "Chlodwigs Welt" zu diskutieren. Das geschichtliche Wirken des Merowingers trug nach gängiger Meinung nicht wenig zum Epochenwandel zwischen Antike und Mittelalter bei. Durch Kriege gegen innerfränkische wie äußere Gegner und seinen Übertritt zum römisch-katholischen Christentum verstetigte er das Reich der Franken, wenn er nicht sogar als dessen Gründer angesehen wird. Diese Vorgänge in einen größeren Rahmen zu stellen und über "Organisation von Herrschaft um 500" zwischen syrischer Wüste und dem "Ende der Welt" auf der iberischen Halbinsel zu sprechen, gab der auch von dem 2012 verstorbenen Landeshistoriker Sönke Lorenz mitorganisierten Tagung einen angemessenen komparatistischen Anspruch. Weil Chlodwig "auf der Grenze zwischen zwei differierenden Forschungstraditionen" (S. 11) der Alten und der Mittelalterlichen Geschichte liege, so erklären die Herausgeber Mischa Meier und Steffen Patzold in ihrer Einführung (S. 9-24), seien zum Gelingen dieses Vorhabens unterschiedliche Terminologien, Definitionen und Meistererzählungen zu überwinden gewesen, um "Chlodwigs Welt" besser verstehen zu können. "Herrschaft" könne dabei weder im Sinne des in der Alten Geschichte beliebten Max Weber, noch gemäß der "Neuen Verfassungsgeschichte" der Dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts verstanden werden (S. 11). Im Vordergrund sollten die politische Praxis, die sie beeinflussenden Faktoren und ihr Wandel um das Jahr 500 stehen (ebd.).

Das Kapitel I des Sammelbandes gilt dem "Fall Chlodwig" und der "Janusköpfigkeit des Übergangs". Als Grundlage für viele weitere Beiträge entwirft zunächst Bernhard Jussen ein neues Bild Chlodwigs (Chlodwig der Gallier. Zur Strukturgeschichte einer historischen Figur, S. 27–43) und stellt die Frage, warum Chlodwig erfolgreicher gewesen sei als alle anderen (S. 27). Der um das Jahr 465 geborene Sohn Childerichs I. war ein "Jüngling mit sehr fernem Migrationshintergrund" (S. 28), weil mindestens in der 4. Generation ein Kind Galliens und deshalb provinzialrömisch sozialisiert. Von der Einwanderung wusste er allenfalls vom Hörensagen. Seit dem 4. Jahrhundert lebten die Franken in den Provinzen, ohne selbst politische Herrschaft oder Strukturen aufgebaut zu haben. Dies unterschied sie von den Erobererherrschaften der anderen gentes (S. 36). Chlodwig war "kein Germane, der Gallien erobert hat, sondern ein Gallier, der Gallien gegen Eindringlinge wie die Alemannen verteidigt hat (K. F. Werner, W. Pohl)" (S. 38).

Das nördliche Gallien, in dem er lebte, war seit dem 5. Jahrhundert dem römischen Zentrum entfremdet worden. Die regionale Herrschaft lag in den Händen örtlicher Militärs und der städtischen Bischöfe. Letztere hatten mit seiner Gewalttätigkeit kein Problem: "Chlodwigs Karriere kostete ein paar politische Spitzen aus der Klasse der Warlords das Leben, aber die romanische Bevölkerung wurde dadurch kaum in Mitleidenschaft gezogen, im Gegenteil. Wie offenbar schon sein Vater Childerich hat Chlodwig im Interesse der Gallo-Romanen agiert, indem er Gallien effizient verteidigte" (S. 41). Mit seiner römisch-katholischen Taufe trat Chlodwig in das System der "vom Imperium abgehängten" gallischen Eliten ein, die Bernhard Jussen für die "Architekten der neuen Welt" hält

Demgegenüber betont Matthias Becher (Chlodwig. Zwischen Biographie und Quellenkritik, S. 45-65), dass die Kenntnis über den Frankenkönig hauptsächlich auf dem Geschichtswerk des Bischofs Gregor von Tours beruht, der Chlodwig Jahrzehnte nach dessen Tod zum Vorbild für die im letzten Viertel des 6. Jahrhunderts herrschenden Merowinger stilisierte (S. 46). Die Chronologie in den Chlodwig betreffenden Kapiteln des zwar tendenziösen, aber insgesamt "nach bestem Wissen und Gewissen" schreibenden Historiographen ist, abhängig von seinen Quellen, nicht immer gesichert. Matthias Becher geht davon aus, dass Gregor von Tours auch die Version der Geschichte zu Ohren gekommen ist, die Chlodwigs Witwe Chrodechilde erzählte, die von 511 bis zu ihrem Tode im Jahr 544 in Tours lebte (S. 57). Chlodwigs Taufe wertet Becher als bewussten Schritt gegen die arianischen Könige der Nachbarreiche (S. 60). Sie wurde maßgeblich dafür, dass die Synode von Orléans im Jahr 511 den "König eines neuen, fast ganz Gallien umfassenden katholischen Großreichs" feiern konnte (S. 65).

Uta Heil allerdings fragt sich, "wie gut Chlodwig damals über die theologischen Unterschiede zwischen der katholischen und der homöisch-arianischen Konfession informiert gewesen ist" (Chlodwig, ein christlicher Herrscher. Ansichten des Bischofs Avitus von Vienne, S. 67–90, hier S. 70). Der Gratulationsbrief des Bischofs Avitus von Vienne anlässlich der Taufe Chlodwigs gibt mehr über den Verfasser als über Chlodwig zu erkennen. Mit den von Avitus brieflich angedeuteten Tugenden stellte er etwa Chlodwig in eine Reihe mit Kaiser Theodosius I. Dies gibt "wohl Auskunft über den theologischen Horizont des Avitus; es ist jedoch unwahrscheinlich, das Chlodwig selbst das durchschauen konnte" (S. 89).

Das Kapitel II wendet sich "universale[r] Herrschaft. Ansprüche[n] und Ausgestaltungsmöglichkeiten" zu. Zunächst schildert Hartmut Leppin am Beispiel zweier Panegyriker die um 500 existierenden unterschiedlichen Sichtweisen auf Kaiser und Imperium (Zwei Reiche. Prokopios von Gaza und Priscian von Caesarea zu Anastasios, S. 93–109). Während der im prosperierenden und kulturell lebendigen Gaza lebende Prokop vor dem Hintergrund Griechenlands und seiner Traditionen und dem klassischen Bildungskanon verbunden dichtet, beschwört der sehr viel mehr christlich durchdrungene Priscian aus dem mauretanischen Caesarea ein römisches, kein spätgriechisches Reich. "Während Priscian den Westen mitdenkt, verschwindet er für Prokopios offenbar im Dunst des Mittelmeeres" (S. 107). Chlodwig lag außerhalb des Horizonts beider (S. 109).

Rene Pfeilschifter widmet sich der Bedeutung der Hauptstadt für das Imperium (Drinnen und Draußen. Die Herrschaft des Kaisers über Konstantinopel und das Reich, S. 111-

142). Nach über 150 Jahren Reisekaisertum hatte sich Theodosius I. in die Stadt Konstantinopel zurückgezogen und so Heer und Eliten vom Einfluss auf das Kaisertum ausgeschlossen. Die Tore der Stadt "müssen wie die Passage von einer Welt zur anderen gewirkt haben" (S. 120). Die bezüglich ihres Ausbaus eingehend gewürdigten Mauern hielten aufständische Heermeister ebenso wie gentile Foederatenarmeen und 626 sogar Awaren und Slawen fern (S. 120-129). "Konstantinopel war uneinnehmbar" (S. 129). Andererseits scheiterten Usurpatoren, weil sie die Hauptstadt nicht hinter sich hatten (S. 138 f.). "Die Abschottung Konstantinopels trug so entscheidend zur Langlebigkeit des spätantiken Reichs im Osten bei" (S. 140).

Mischa Meier stellt die Fragen nach dem vermeintlichen Epochenjahr und der Absetzung des Romulus Augustulus (Nachdenken über "Herrschaft". Die Bedeutung des Jahres 476, S. 143-215) und beantwortet sie gleich zu Beginn dahingehend, sie seien wichtiger, als zuletzt angenommen (S. 143). Trotz der Absetzung des Romulus Augustulus im Jahr 476 blieb im Westen das Kaisertum zentraler Bezugspunkt, etwa in Münzprägung und administrativen Titulaturen (S. 185 f.). Im Osten waren verschiedene Usurpationen zu überstehen. Das dynastische Denken wurde geschwächt; Ausweg bot die unter Anastasios intensivierte Sakralisierung der Kaiserherrschaft. Im Westen habe nach der Eroberung Roms im Jahr 410 durch Alarich I. jedoch eine neue Diskussion über Herrschaft eingesetzt, die sich unter anderem in Augustins de civitate dei niederschlug. So sei irdische Herrschaft radikal entwertet worden, während der Bischof von Rom kaiserliche Repräsentationsformen übernommen habe. Das Postulat einer Vorrangstellung des Bischofs gegenüber dem weltlichen Herrscher ist schon in einem Schreiben des Papstes Felix (483-492) an Zenon deutlich vorhanden. Der Papst war nach seiner Interpretation für die res divina, der Kaiser für die res humana zuständig. In Konstantinopel war so etwas völlig undenkbar; die Folge war das nach dem Patriarchen Akakios von Konstantinopel (471-489) benannte akakianische Schisma (484-519). Theoderich der Große hielt für solche Fragen Gelasius, den Bischof von Rom zuständig, der daraus die Zweigewaltenlehre entwickelte. In einem Brief an Kaiser Anastasius aus dem Jahr 494 forderte er den Führungsanspruch des Bischofs von Rom innerhalb der römischen Kirche und die Unterordnung der weltlichen Gewalt. In Konstantinopel wurde, vielleicht als Konsequenz daraus und als Signal an den Papst, dessen Brief unbeantwortet blieb, der Patriarch Euphemios ins Exil geschickt. Justinian beanspruchte später die Aufsicht über die Priester für sich selbst; für ihn galt die Krise als überwunden (S. 207), spätestens mit der Eroberung des Ostgotenreiches, als der Papst "als Patriarch des Westens ganz in die byzantinische Kirche eingebunden" wurde (S. 207).

Hanns Christof Brennecke (Zwischen Byzanz und Ravenna. Das Papsttum an der Wende zum 6. Jahrhundert, S. 217-238) beleuchtet den Konflikt zwischen römischen Bischöfen und dem östlichen Kaisertum noch intensiver. Er fragt nach der wirklichen Bedeutung des Gelasius-Briefes und betont zudem das im Westen nach dem Tod Papst Anastasius II. entstehende und bis 514 anhaltende Laurentianische Schisma durch die Doppelwahl des Diakons Symmachus und des Archipresbyters Laurentius (S. 227-232). In den Texten, in denen über die legitime oder illegitime Position des von Theoderich nach formalen Kriterien anerkannten Symmachus gerungen wurde, kam die Taufe Chlodwigs nicht vor, für den wiederum die verschiedenen Schismata keine Rolle spielten. Chlodwig nahm, dies zeigt auch die mit der Gründung der Apostelkirche in Paris

manifestierte Orientierung an Konstantin dem Großen, die nizäanische Form des Christentums an, die in Rom und Konstantinopel praktiziert wurde. "Ein römischer Primat spielt für die fränkische Kirche seit Chlodwig für mehr als zwei Jahrhunderte noch keine Rolle. Sakraler Bezugspunkt für die Franken sind der heilige Martin und sein Grab in Tours, dann Genofevas Grab in Paris" (S. 237).

Zum Abschluss des II. Kapitels schildert Wolfram Brandes (Der Nika-Aufstand, Senatorenfamilien und Justinians Bauprogramm, S. 239-265) noch einmal die Lage in der Hauptstadt des oströmischen Reiches in der Zeit Justinians I. Er geht davon aus, dass die Pläne für den immens teuren Um- und Ausbau der Kirche Hagia Sophia nach dem Brand des Jahres 532 schon vor dem Nika-Aufstand existierten und dass die niedergeschlagene Revolte mit dem konfiszierten Besitz zahlreicher Senatorenfamilien erst die Mittel dafür erschloss

Das III. und das IV. Kapitel sind der Welt "jenseits des Kaisers" gewidmet. Zunächst geht es um (1): neue Herrschaftsräume, im konkreten Fall um die Ostgrenze des Reiches, Italien nach 476 und Nordwestgallien um 500. Julia Hoffmann-Salz (Roms "arabische" Grenze. Herrschaftsorganisation an der Ostgrenze des Reiches, S. 269-291) beschreibt die Organisation des Vorfeldes der Grenze gegenüber dem Sassanidenreich durch ein differenziertes System von einzelnen Festungsbauten und Destabilisierungsfeldzügen in Verbindung mit dem Engagement von Beduinen oder sarrazenischen Gruppen, deren Anführer durch Foederatenverträge sowie die Übersendung von Geschenken und Herrschaftszeichen wie Diademen oder die Erhebung zum patricius in römische Dienste genommen wurden. Dies schützte dennoch nicht vor Seitenwechseln dieser Personen und Gruppen, da die Sassaniden das gleiche Instrumentarium zur Regulierung ihres Vorfeldes nutzten.

Hans-Ulrich Wiemer (Odovakar und Theoderich. Herrschaftskonzepte nach dem Ende des Kaisertums im Westen, S. 293-338) vergleicht die Strukturen der multigentilen und der gotischen Version von Königsherrschaft in Italien nach dem Jahr 476 und fragt, wie sie sich jeweils gegenüber Kaiser, Senat und römisch-katholischen Bischöfen verhielten. Odovakar, der zu den Leibwächtern des Romulus Augustulus gehört hatte, übernahm "handstreichartig" (S. 299) an der Spitze eines über den Heermeister Orestes und dessen Bruder Paulus siegreichen Heeres von Skiren, Alanen und "anderen gotischen Völkerschaften" (S. 300 nach Prokop von Caesarea) die Macht in Ravenna. Theoderich dagegen verfügte über ein kaiserliches Mandat gegen Odovakar, brauchte aber mehrere Jahre, bis er sich gegen den vom Kaiser als Usurpatoren angesehenen Sohn Edikas, der noch in hunnischen Diensten gestanden hatte, durchsetzen konnte. Beide, der rex gentium Odovakar wie der rex Gothorum Theoderich, versorgten die Angehörigen ihrer Heere mit Land. Weil so die bis zur Mitte des 5. Jahrhundert in Gold erhobene Steuer zur Finanzierung von Rekrutierungen entfiel, profitierten auch die Senatoren von dieser Art der Ausstattung des Heeres. Theoderich, der Rom bis auf einen Besuch im Jahr 500 mied und die Senatoren in Ruhe ließ, wies Einwanderern und Römern komplementäre Aufgaben in Heer und Verwaltung zu. Vom Kaiser war Theoderich bis zu einem gewissen Maße anerkannt, erhielt von ihm die ornamenta palatii zurück, während Odovakar die ersehnte patricius-Würde verweigert wurde (S. 329-333). Während der römische Bischof durch das akakianische Schisma noch gezwungen war, Rückhalt bei Odovakar zu suchen, wurde Theoderich durch das Laurentianische Schisma gezwungen, sich zu positionieren

(S. 324). Von 502-506 gab es dennoch zwei Bischöfe in Rom, bis sich Symmachus durchsetzen konnte. Erst in der Spätzeit Theoderichs eskalierte der Streit mit dem römischen Senat, weil Theoderich gegen dessen Willen seinen eigenen Kandidaten für das Amt des Papstes durchsetzte.

Erheblich unübersichtlicher waren die Verhältnisse im gleichzeitig in einen westgotischen, einen burgundischen und einen fränkischen Bereich aufgeteilten Gallien. Stefan Esders (Nordwestgallien um 500. Von der militarisierten spätrömischen Provinzgesellschaft zur erweiterten Militäradministration des merowingischen Königtums, S. 339-361) beschreibt in beeindruckender Weise, wie weit sich der Nordwesten Galliens nach der Ermordung des Aetius vom Imperium entfernt hatte. Die Militarisierung des Grenzgebietes leistete der kommenden Fragmentierung in Herrschaftsgebiete von Warlords Vorschub (S. 344), obwohl Esders bezweifelt, ob dieser Begriff "den spezifischen spätrömischen Grundlagen ... militärisch konstituierter "Herrschaften" ... immer gerecht" werde (S. 352 Anm. 60). Die fränkische Reichsgründung war nach Esders "der erfolgreiche Versuch ..., die militarisierten Provinzgebiete des nördlichen Gallien unter die Kontrolle einer militärisch konstituierten Monarchie zu bringen" (S. 344). "Das merowingische Königtum erfasste diese Gebiete nach Art einer erweiterten Militäradministration, indem es die spätrömische Trennung von Militär- und Zivilverwaltung aufgab und comites als wichtigste Funktionsträger vor Ort einsetzte. [...] Erfolg und Dauerhaftigkeit der fränkischen Inbesitznahme einstiger gallischer und germanischer Provinzen erklären sich somit gerade nicht aus der bruchlosen Fortführung der spätrömischen Provinzverwaltung, sondern eher aus der Integration darunter befindlicher lokaler spätrömischer Strukturen, die man vielleicht am besten als "Substrukturen" bezeichnen kann, in eine sich neu ausdifferenzierende politische Raumordnung" (S. 360).

"Jenseits des Kaisers" (2) lagen auch die in Kapitel IV beschriebenen "neue[n] Herrschaftsformen". Stefanie Dick (Childerich und Chlodwig. Fränkische Herrschafts- und Gesellschaftsorganisation um 500, S. 365-381) gibt davon einen Eindruck am Beispiel Chlodwigs und seines Vaters. Sie setzt sich dazu zunächst kritisch, wie vorher bereits Matthias Becher, mit Gregor von Tours, seiner "in hohem Maße durchkomponiert[en]" Frankengeschichte und ihren Quellen auseinander. Sie hält eine Rücksichtnahme des Historiographen "auf allgemein bekannte, mündlich kursierende Erzähltraditionen" für gegeben, die "als Bestandteile der kollektiven Erinnerung seiner Zeitgenossen" nicht hätten übergangen werden können (S. 367). Anschließend würdigt sie kurz die Funde und Befunde aus dem 1653 entdeckten Grab Childerichs I. (S. 368 f., 374 f.). Historiographie und archäologische Funde bestätigen auch für sie, "in der Person Childerichs [seien] römische und fränkische Elemente aufs engste miteinander verbunden oder sogar verschmolzen [gewesen]. Sie waren für die Zeitgenossen auch wohl nicht ernsthaft voneinander zu trennen. Genau in diesem Umstand aber dürfte die eigentliche Keimzelle fränkischen Königtums und damit der fränkischen Herrschaftsorganisation gelegen haben" (S. 375). Stefanie Dick geht davon aus, dass Chlodwig die Grablege Childerichs maßgeblich mitgestaltete, in dessen Rahmen durch die Auswahl der Beigaben, den Grabbau und die um den Grabhügel bestatteten Pferde die auch schon von Bernhard Jussen bemerkte "ostentative Wertevernichtung" (S. 33) stattfand. Damit bringt sie den Brief des Bischofs Remigius von Reims in Verbindung, in dem dieser schrieb, "es ist zu uns die laute Kunde gelangt, dass Du die Verwaltung der Belgica secunda übernommen hast"

(S. 376). "Versteht man das Childerich-Begräbnis als Bewerbung Chlodwigs für seine Nachfolge, dann erweist der Remigius-Brief diese Strategie als erfolgreich" (S. 377).

Ian Wood (The political structure of the Burgundian Kingdom, S. 383-396) stellt solchen "neuen" Herrschaftsformen das Auftreten der burgundischen Könige entgegen, die über mehr als ein halbes Jahrhundert auch Titel und Funktionen römischer Heermeister inne hatten und in ihrer Gesetzgebung eng an römisches Recht anschlossen. Als Chlodwig im Jahr 507 als "senior general" mit dem magister militum Gundobad in den Krieg gegen die Westgoten zog, sah sich Anastasios nach Ian Woods Meinung angehalten, durch die Vergabe des Ehrenkonsulats an Chlodwig in Tours im Jahr 508 "to recognise Clovis as in some way superior to Gundobad" (S. 396).

Anne Poguntke untersucht im Folgenden anhand von Beispielen das Wirken solcher magistri militum (Handlungsspielräume (ost-)römischer Heermeister um 500, S. 397-422). Die Vorstellung von Johannes Kyrtos und Johannes dem Skythen (S. 403-406), Flavios Areobindos Dagalaiphus Areobindos (S. 406–410), Flavios Patrikios (S. 411–416) und Flavios Hypatios (S. 416–419) zeigt, dass die Heermeister der Zeit um 500 gegenüber so bedeutenden Militärs wie Aspar und Zenon im 5. Jahrhundert deutlich an Bedeutung verloren hatten, aber noch immer auch zu Kandidaten für die Kaiserwürde werden konnten. Ihre Loyalität gegenüber dem jeweils agierenden Kaiser war herrschaftssichernd; die Besetzung der Heermeisterposten diente dem Kaiser auch zur Integration hoher administrativer Amtsträger.

Karl Ubl (Im Bann der Traditionen. Zur Charakteristik der Lex salica, S. 423-445) beschäftigt sich im Abschluss des Kapitels mit dem fränkischen Recht der Zeit Chlodwigs. Die Lex salica, "der heilige Gral' der deutschen Rechtshistoriker" (S. 427), sei weder ein Militärrecht römischen Ursprungs für die fränkischen Foederatenarmeen des 4. und 5. Jahrhunderts in Nordostgallien (S. 428–434), noch aus dem provinzialen Vulgarrecht des 5. oder 6. Jahrhunderts abzuleiten (S. 434–439). Tatsächlich sei sie ein ihren königlichen Ursprung verschleierndes Gesetzeswerk gewesen, das "eine Möglichkeit schuf, öffentliche Interessen in private Konfliktaustragung hineinzuschleusen" (S. 444). "Zur Repräsentation taugte die Lex Salica in der ursprünglichen Fassung gewiss nicht. Sie war vielmehr dazu gedacht, in einem geographisch überschaubaren Raum eine schriftliche Rechtsordnung auf der Grundlage privater Konfliktaustragung zu errichten und damit das Selbstverständnis der fränkischen Kriegerelite ernst zu nehmen" (S. 445).

Das V. und letzte Kapitel des Sammelbandes gilt den "lokale[n] Einheiten: [den] CIVITATES". Zunächst beschreibt Sabine Panzram (Die iberische Halbinsel um 500 – Herrschaft "am Ende der Welt". Eine Geschichte in neun Städten, S. 449-486) an vielen Beispielen die Entwicklung römischer Städte in den westlichsten Provinzen des Reiches. Von "Senecas Welt" (Corduba, S. 454-457), über "Theodosius' Welt" (Baleares, Bracara und Tingis, S. 457-462) reichen die Beispiele in "die Welt' Eurichs und Leovigilds" (Merida, Tarracona und Toletum, S. 463–476) und schließlich "Isidors Welt" hinein (Carthago nova und Hispalis, S. 476-480). Topographie, private und öffentliche Bauten einer reichen und auf vorrömische Urbanität zurückblickenden und ihre Zugehörigkeit zu Rom demonstrierenden Stadtbevölkerung werden ausführlich gewürdigt. Im 5. und 6. Jahrhundert wurde die iberische Halbinsel zu einem "gewaltoffenen Raum" (S. 482), in dem Eurich einen hohen Grad an Kontinuität organisierte, bis Leovigild mit den Traditionen brach und innovative Antworten gab (S. 482 f.), indem er sich durch neue Städtegründungen, Münzprägung und Hofzeremoniell kaiserlich inszenierte. Die Bischöfe behielten ihre Bedeutung und sie trugen mit dazu bei, dass die Entwicklung der Städte bis über die arabische Zeit hinaus weiter ging.

Die von der bisherigen Forschung für sicher gehaltene Herkunft der Bischöfe aus dem senatorischen Adel bezweifelt Steffen Patzold (Bischöfe, soziale Herkunft und die Organisation lokaler Herrschaft um 500, S. 523-543). Prosopographische Untersuchungen an den Teilnehmern des 511 von Chlodwig einberufenen Konzils von Orléans zeigen vielmehr, dass in keinem Fall sicher eine senatorische Abkunft bewiesen werden kann. Das Schweigen der Quellen deutet eher auf Mediokrität hin, "einen Verein, in dem vielfach auch Angehörige lokaler, städtischer Eliten ihren Platz fanden" (S. 542). Dieser Befund bestätigt für Steffen Patzold ein weiteres Mal die Heterogenität Galliens im 5. Jahrhundert in kultureller Hinsicht, denn im benachbarten Burgund gibt es eine ganze Reihe von Bischöfen wirklich senatorischen Geschlechts (S. 539).

Sebastian Schmidt-Hofner (Der DEFENSOR CIVITATIS und die Entstehung des Notabelnregiments in den spätrömischen Städten, S. 487-522) und Avshalom Laniado (From municipal Councillors to ,municipal landowners'. Some remarks on the evolution of the provincial elites in early Byzantium, S. 545-565) liefern Beiträge zum Wandel der Bedeutung der Kurialen in den spätrömischen Städten. Einerseits wurde ihnen ein gewählter defensor civitatis an die Seite gestellt, um den Einfluss der Patrozinien einzuschränken; andererseits gewannen Landbesitzer zunehmend an Einfluss in den Notabelnversammlungen. Unter Leon VI. (886-912) wurden die letzten municipal councils abgeschafft. Zuständig war jetzt der Kaiser selbst (S. 562).

Den Abschluss des letzten Kapitels ebenso wie des Buches bildet der hier etwas deplaziert wirkende archäologische Beitrag von Sebastian Brather (Lokale Herren um 500. Rang und Macht im Spiegel der Bestattungen, S. 567-607). Er weist zunächst darauf hin, dass die Bestattungen um 500 "soziale Demonstrationen" waren (S. 568). In diesem Sinn sei auch das von Chlodwig und seinem Umfeld organisierte Begräbnis Childerichs I. zu verstehen. Allerdings hält er die Zugehörigkeit der so viel beachteten Pferdegräber im Umfeld für unsicher; auch die Überhügelung des Grabes ist positiv nicht beweisbar (S. 569 mit Anm. 13). Das Procedere der Bestattung Childerichs war in jedem Fall schon zu Chlodwigs Zeiten eine Ausnahme, im gleichzeitigen Tournai und in Metz wurde parallel schon nicht mehr im Grab repräsentiert. "Dort demonstrierte man Herrschaftsnähe offenkundig nicht während der Bestattung, sondern bereits zu Lebzeiten und damit auf eine andere Weise, die sich dem unmittelbaren archäologischen Nachweis entzieht" (S. 575). Die in den chronologisch an das Grab des Childerich anschließenden Bestattungen auf Reihengräberfeldern und in Kirchen aufgefundenen Waffen wie die Schwerter vom Typ Flonheim-Gültlingen mit vergoldeten Griffpartien, Angones ebenso wie Spangenhelme zeigen nach Meinung Brathers nur "nachgeordnete Anführer" (S. 587) an, und daraus ergibt sich für ihn, "man wüsste gern, was es bedeutet, dass Childerich mit einer Goldgriffspatha bestattet wurde, die sonst in weit geringerem sozialen Umfeld in Gräber gelangte" (S. 594). Nicht die Spitzen des Frankenreiches werden in reichen Gräbern erfasst, sondern allenfalls die zweite oder dritte Rangebene, also lokale Chefs (S. 596).

Mischa Meier und Steffen Patzold ist es durch die Publikation der Weingartener Beiträge gelungen, Chlodwig I. anlässlich seines 1500sten Todestages aus der germanischfränkischen Isolation zu befreien, in der er durch die mit Gregor von Tours beginnende

und in der "neuen deutschen Verfassungsgeschichte" vorläufig endenden Historiographie gehalten worden ist. Seine Einbettung in die spätantike Welt zwischen Zweistromland, Konstantinopel, Italien und iberischer Halbinsel, vor allem aber in die gesellschaftlichen und religiösen Verhältnisse (Nordost)Galliens zeigen die gleichzeitige Bedeutung ebenso wie die Bedeutungslosigkeit eines gewaltbereiten Militärs mit nur entferntem Migrationshintergrund, der die sich ihm bietenden Chancen nutzte und damit den Grund für die weitere Entwicklung des Frankenreiches legte. Die marginale Lage seiner neuen Herrschaftsbildung trug zu ihrem Überleben ebenso bei wie ihre strukturelle Verankerung in den römischen Subsystemen und der christlichen Religion der gallorömischen Bevölkerung. Die Vielfalt der in "Chlodwigs Welt" vereinten Beiträge ermöglicht die komparatistische Betrachtung, die solche generalisierende Schlussfolgerungen erst möglich machen, weil die Welt des Frankenkönigs vor dem Hintergrund eines spätantiken Panoramas zwischen Ost und West erfahrbar und nicht mehr auf ein von vermeintlichen Völkerwanderungen geprägtes Untergangsszenario der weströmischen Reiches reduziert wird.

"Chlodwigs Welt" offenbart sich in diesem Buch allerdings hauptsächlich durch die Analyse von Texten, das heißt, es ist das Ergebnis überwiegend historischer Wissenschaften. Dies wird zuallererst deutlich daran, dass es ohne eine einzige Abbildung auskommt, ja nicht einmal eine Karte enthält, die Chlodwigs kleine oder eben auch die weite Welt seiner Zeit sichtbar machen würde. Materielle Zeugnisse finden außer in dem Beitrag von Sebastian Brather kaum Berücksichtigung; lediglich Bernhard Jussen, Matthias Becher und Stefanie Dick beziehen die grandiose Bestattung von Chlodwigs Vater Childerich I. in Tournai wenigstens am Rande in ihre Überlegungen ein. Während sich Sebastian Brather auch an deren Dekonstruktion versucht (S. 569), zeigt das im Jahr 2015 von Dieter Quast herausgegebene Buch zu diesem Grabfund (Dieter Quast [Hrsg.], Das Grab des fränkischen Königs Childerich in Tournai und die Anastasis Childerici von Jean-Jacques Chifflet aus dem Jahre 1655. Monogr. RGZM 129 [Mainz 2015]) mit Neuedition und Übersetzung der Erstpublikation von Jean-Jacques Chifflet, welche Möglichkeiten die Interpretation archäologischer Funde auch für "Chlodwigs Welt" hätte bieten können. Eine Berücksichtigung weiterer Archäologen oder mit archäologischen Quellen arbeitender Historiker hätte "Chlodwigs Welt" vielleicht noch vielfältiger und vor allem visueller erfahrbar werden lassen, als sie sich in dem durch ein Orts- (S. 611-614) und ein Personenregister (S. 615–622) erschließbaren Band abzeichnet, dem eine zahlreiche Leserschaft und weite Rezeption zu wünschen ist.

Matthias Hardt

Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO), Specks Hof (Eingang A), Reichsstr. 4–6, D-04109 Leipzig matthias.hardt@leibniz-gwzo.de

Manfred K. H. Eggert & Dirk Seidensticker, with contributions by Christophe Mbida Mindzié, Conny Meister, Antoine Mvondo Ze, Pascal Roger Nlend Nlend & Stephan Ritter, Campo: Archaeological Research at the Mouth of the Ntem River (South Cameroon). Africa Praehistorica 31. Köln: Heinrich-Barth-Institut 2016. 212 pp., 82 figures, 42 plates. Hardcover, half linen-bound. ISBN 978-3-927688-43-8.

This book reports the features and finds discovered at Campo in southern Cameroon – mainly a series of splendid funerary structures. The book is fantastic, as one would expect from both the authors and the publisher, and a "must have" for anyone involved in historical and archaeological research in Central Africa. As is usual with the publications of the Heinrich-Bart Institute, the quality of the publication is outstanding. The layout is pleasant and the text abundantly illustrated with colour pictures and diagrams. The content of the book is a good as the form. It is divided in ten sections (+ appendices, references and plates) covering the various aspects of the excavation and analysis of the finds. But opportunity creates the thief and the book also compiles a series of local and regional syntheses on chronology and on material culture variations (specifically ceramics), which are both timely and very well done.

The site(s) of Campo consist of a series of features of various functions and age found in 4 loci of the village of Campo in southern Cameroon; Campo – *Center*, Campo – *Eglise*, Campo – *Town* and Campo – *Lycée*. After a short but detailed appraisal of the data concerning the initial discovery of the site, the features and finds at each locus are described and discussed in detail. This part of the book ends with an interpretation of the various features as burials and pits. Although, no obvious human remains are left, the burial function is betrayed by the careful(?) arrangement of funeral goods, of specifically iron implements and pottery. This hypothesis is supported by the fact that, elsewhere – at Akonètye or Nanda on Corisco Island – small human bone fragments were found sticking to the surface of corroded iron implements.

The radiocarbon chronology of graves is always tricky, as carbonised organic remains are few and their relationship with funerary structures uncertain. The 40 dates made at Campo cover a period from the 4^{th} cent. BC to the 13^{th} cent. AD and are divided in 3 phases. Phase 1 is represented by a pit dated to the 4^{th} to 2^{nd} cent. BC. Phase 2 is dated to the 1^{st} to 4^{th} cent. AD. It includes the burials in the southern part of the site, and a few pits in the north-western part of the site. Finally, Phase 3 is dated to the 5^{th} – 7^{th} cent. AD on features found north of the Church.

This chronology is compared to sites excavated within a radius of a 150 km around the site. Known sites are listed in chronological order with a summary of their stratigraphy

and chronology - a very useful summary of the situation, divided in three parts: Preceramic phase, Early Iron Age (Phase I), Developed Iron Age (Phase II). This allows for a long awaited re-appraisal of the chronology and cultural history of Central Africa. In this part of the book, the authors focus on Phase I – Early Iron Age and Phase II – Developed Iron Age. Indeed, there has been a tendency to tag every new find with a new ,Group' name and the result is a rather confusing plethora of groups and little synthesis. Summarising and attributing a series of sites into two clearly defined chronological phases, the authors take a first step in sorting out the situation.

In the following chapters the analysis of the pottery addresses the state of preservation, shape and decoration. The data are very well presented and easy to access. The various types present at the site are defined and their spatial distribution analysed. In conclusion threes groups of pottery corresponding to three chronological phases (4th and 2nd cent. BC, 1 to 4th cent. AD and 5th to 7th cent. AD) are identified at Campo and its surroundings. The first group is only found in a single pit, while group 2 constitutes the bulk of the necropolis and group 3 is found in the survey North of Campo Eglise.

The graves at Campo also contained some 200 iron objects whose careful restoration at the RGZM lasted from 2008-2012; a project in itself! All the objects, a ceremonial axe, hatchets, adzes, hoes, spoons, arrowheads, spearheads, necklaces and bracelets (a block of pig-iron was also found in one of the graves), were incrusted in iron oxides corrosion. A number of organic residues and imprints were preserved and were documented by the restauration team. This includes remains of wooden handles or organic sheaths. Iron objects also display various degrees of diversity and workmanship. Three hatchets are decorated as were most of the spoons. Interestingly, these, very probably valuable objects, were not distributed evenly in the graves, but all of them were, in one way or another, richly endowed. Among the objects also figures special purpose currency made of iron. Two concentrations of dovetail pieces, all broken in two parts, were found in a single grave. This is fascinating and the authors, to broaden the perspective on this find, undertake a review of the literature on currencies in Africa. Parallels are drawn with currencies collected in the beginning of the 20th cent. Spoons are considered in the same way, but in the end the usual conundrum of the symbolic value of mundane objects prevents clearcut conclusions.

In the next section a short comparison is made with neighbouring sites that yielded similar structures and deposits. Variations in funeral practices are briefly considered.

One of the authors reviews concepts surrounding the organisation of Central African societies today and in the colonial past. Summarising various positions on the typology of political organisation, the author considers that pre-colonial societies of this part of Central Africa were pre-state societies based on a subsistence economy and that nothing in the archaeological record of Campo suggests anything else. To cut a long story short, he concludes that all the graves are rich and, based on an admittedly biased perspective on their grave goods, probably masculine. While the argument of silence is hardly an argument, one may wonder if poorly endowed graves would leave any traces at all in such a context, leaving room for the possibility that the tombs excavated at Campo are those of the wealthy. Expanding on ethnographic parallels, one of the authors draws our attention to modern populations in the area and their history. While he cannot bridge the gap between oral and archaeological data, he points to the existence of interesting

parallels between the dovetail special purpose currency and early 20th cent. AD Pangwe spear-money reported by Tessmann in 1913. Here, a more thorough approach is needed to disentangle convergence from heritage.

The text part of the volume ends with a testimony of the difficult administrative and financial situation our African colleagues have to face and the desperate need for funding of local archaeological institutions and researchers. Annexes include two studies on the chemical composition of soil samples from Campo and a series of magnificent plates illustrating the material excavated by the authors.

Alexandre Livingstone Smith Section Patrimoines, Musée royal de l'Afrique Centrale, 13, Leuvenssteenweg, 3080 Tervuren, Belgium alexandre.smith@africamuseum.be

Philipp W. Stockhammer & Hans Peter Hahn (Hrsg.), Lost in Things. Fragen an die Welt des Materiellen. Tübinger Archäologische Taschenbücher 12. Münster/New York: Waxmann 2015. 212 Seiten. ISBN 978-3-8309-3175-1.

"Lost in Things" is the outcome of a conference organised in Frankfurt a. M in 2013 by the anthropologist Hans Peter Hahn (Frankfurt), probably one of Germany's most prominent scholars with regard to "the material turn" within anthropology and ethnology, and the prehistoric archaeologist Philipp W. Stockhammer (then part of the Heidelberger Exzellenzcluster "Asia and Europe in a global context", now in Munich) who fulfils a similar dynamic role concerning the debate on "Mensch-Ding-Verhältnis" within (German) archaeology. The volume presents eleven essays, all in German, but five translated from other languages, with brief summaries in both German and English. At first glance, the volume might look somewhat enigmatic and unfocussed, but in fact it is a very welcome and actually quite innovative addition to the debate – and as such it should be widely read and discussed, also outside the German-speaking world.

After two introductions by the editors (one by Hans Peter Hahn on the concept of material culture itself and another by Philipp W. Stockhammer on archaeology and materiality, on which see further below), nine rather different and differing contributions follow. Jens Soentgen presents the fascinating story of "Synthesekautschuk" (synthetic rubber) in Germany between 1909 and 2009. In need of rubber for vehicles and airplanes and in absence of the raw material due to a lack of colonies, Germany started developing synthetic rubber early in the 20th century. It succeeded in making the very successful Buna S – a material that was presented as a modern, 20th-century German answer to the practices of 19th-century colonialism at first, but that later became much contested, as the largest Buna S factory, managed by IG Farben, would be built in Auschwitz. Indeed, this a "nationaler Stoff" as much as granite and iron are often framed to be typically German materials, but not one that the Germans use for self-fashioning anymore nowadays for obvious reasons. Summarising his earlier research, Jens Soentgen effectively analyses this example of what we could call material myth-making. In the next and very different article (entitled "Das 'Wilde Denken' in Dingen: Ethnologie und Pragmatologie" and originally published in English in 2013), Martin Holbraad continues his development of the material turn in the direction of Posthumanism by asking whether things might decide for themselves what they are – interestingly drawing Lévi-Strauss into the debate. In an essay that has been translated from Czech, Ludēk Brož presents yet another interesting case study by looking at how artefacts from the space industry continue their lifecycle as debris after having fallen from the sky – the theoretical attempt to understand the materiality of the debris in an almost ontological way I

found less convincing. The article by Þóra Pétursdóttir, translated from Norwegian, is about modern ruins and ruination and situates itself in the domain of Critical Heritage Studies, formulating important critique on the often indeed most uncritical relations between memory and material culture as postulated in the current Heritage industry. Arnica Keßeler switches to archaeology and critically discusses the widely-used practice of using objects as gender markers. As her case study on (spindle) whorls illustrates, archaeologists are often rather naive in interpreting both things and gender, let alone their combination. The (translated) essay by Alesya Krit is about fragments and how dealing with fragmented materiality is different from dealing with and thinking about the materiality of objects. The case study about decaying houses in the Spanish countryside and their new English owners - who are, in fact, looking for a fragmented materiality -I found more convincing than her theoretical framework and broader conclusions. The essay by Sebastian Schellhaas and Mario Schmidt is also about materiality, but in an extremely different way. Analysing relations between food, the body, and social behaviour among the Luo in Kenya, they try and rethink materiality from this ethnographic perspective. Interestingly, the Luo consider things like chocolate bars, pasta, and pizza as non-edible, while money and land could well be eaten. The authors draw worthwhile conclusions on materiality as a specific ontology as well as, more applied, on ethnology and the question of materiality. Translated from Norwegian, the essay by Bjørnar Olsen presents the wonderful and fascinating story of "Halldors Kipplaster", a Bedford dump truck that was imported by a man named Halldor into the small village at the most northern, Arctic coast of Norway where Olsen grew up. The arrival of the truck by sea made an enormous impression, as this was an object the villagers had never seen before, with potentially many possibilities for innovation and change of the local habitus. However, it was not clear why Halldor had bought the truck and had it transported to the village in the first place, especially not because the truck never functioned as a vehicle and was left standing at the outskirts of the village for a quarter of a century. Olsen uses this example from his personal experience - for him the object is central to his childhood memory and geography as he passed it on his way to and from school every day, played in it, etc. - to argue against "aggressive hermeneutics" and to plea for a form of "naive empiricism" in the study of material culture. Looking for meaning indeed runs the risk of overlooking the sensory and affective aspects of material encounters - or, in other words, the phenomenology of objects. This would be, according to Olsen, why the archaeological practice itself ("Feldforschung") is so crucial to archaeologists and the public interested in archaeology alike: it is not just a research method for acquiring data, no, it would constitute "... die unmittelbaren Momente, in denen wir die Dinge nackt und fern jeder Theorie sehen". In other words: in a direct and un-theorised engagement with the object, the (historical) sensation of this encounter, and hence the impact of the object, would be most prominent. Olsen rightly and convincingly argues for attention for "das Dingsein", as he has done before. However, as he also agrees on the fact that hermeneutics must play a role in one way or another and that objects are certainly also about (representing) meaning, it would be worthwhile to learn more about how one of our most original thinkers on "Mensch-Ding-Verhältnis" sees the integration of these two perspectives (phenomenological vs.

hermeneutical) coming together in archaeological or anthropological interpretation. The final and interesting essay by Jennifer M. Bagley presents an outline of the biography of Neolithic axes throughout history: from their use as axes in the Neolithic, via the Bronze Age, the Roman period - in which a conceptual relation between such objects and lighting was established – to the Middle Ages and our modern-period museums. She wonderfully shows how the concept of affordances enables us to understand the impact of both materiality and style of these objects throughout time and in relation to one another.

As will have become clear from my brief summary of the content so far, the volume presents very much a mixed bag. There are theoretical explorations as well as case-studies, from younger and established scholars, on a very wide variety of topics that are all related to "die Welt des Materiellen" in some way, but not at all from similar perspectives, nor dealing with similar research questions, or focussing on a specific discipline. This is why I mentioned the volume looks somewhat enigmatic and unfocussed. However, it is also a welcome and innovative addition to the debate, for the following two reasons: exactly this eclectic and explorative character of the book, and the two introductions by the editors.

The material turn is a paradigm shift under construction in which different fields and different (national) research traditions do very different things. That we here have contributions by scholars from several of these fields and traditions, including from Norway and the Czech Republic, presenting us with original (Continental) case studies that wander in all kinds of theoretical directions makes the book into an exciting read: there is something worthwhile to be found for everyone. The two introductions by the editors, lastly, do provide some form of coherence, as they are both theoretical elaborations of their respective views on what "Mensch-Ding-Verhältnis" actually is and how we can study it. It is interesting that we have the perspective of an ethnologist/anthropologist here next to that of an archaeologist. Unfortunately, both authors refrain from discussing the individual papers that make up the rest of the book in relation to their theoretical framework, nor do they provide something of a general conclusion or outlook. Hans Peter Hahn is excitingly iconoclastic by arguing that material culture tends to be overestimated by scholars as an inherently useful and meaningful part of the human niche. Often, he argues, things are overlooked, especially in those (historical) contexts where a lot of stuff is around. So far, in his view, theories on material culture have too strongly attempted to stabilise" artefacts as part of culture. Instead, we should focus more on the instability, and un-functionality of things; we should ,hold things in suspense' ("die Dinge in der Schwebe halten", p. 13) and pay attention to their changeability over time. In an important essay on archaeology and materiality, Philipp Stockhammer further develops and refines his ideas on the "Wirkungsmacht" of objects, thus distancing himself from the concept of agency but rather speaking about the impact of objects ("Von der Handlungsmacht zur Wirkungsmacht der Dinge", as he calls it). From that perspective, he then distinguishes three different forms of "Wandelbarkeit" or changeability, aligning with the ideas of Hans Peter Hahn in this respect. The first changeability would be due to the perception of objects (their objectification by humans), the second relate to how time changes objects (their biography), and the third to how objects change through their entanglement with

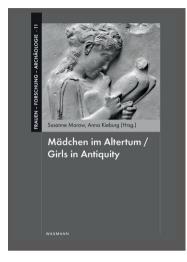
humans (praxeology). For archaeologists trying to put the material turn into practice, this model presents a most useful point of departure for understanding how humans are lost in things indeed.

A stimulating collection of essays.

Miguel John Versluys

Leiden University, Faculty of Archaeology, Classical & Mediterranean Archaeology, Van Steenis Building, Einsteinweg 2, NL-2333 CC Leiden m.j.versluys@arch.leidenuniv.nl

UNSERE BUCHEMPFEHLUNG



Susanne Moraw, Anna Kieburg (Hrsg.)

Mädchen im Altertum / Girls in Antiquity

Frauen – Forschung – Archäologie, Band 11, 2014, 436 Seiten, geb., 68,00 €, ISBN 978-3-8309-3101-0 E-Book: 60,99 €, ISBN 978-3-8309-8101-5

Mädchen – weibliche Individuen vor dem sozial, juristisch, biologisch etc. definierten Übergang zur 'Frau' – wurden in der altertumswissenschaftlichen Forschung bisher eher selten thematisiert. Diese Lücke schließt der vorliegende Band. Mit 26 Beiträgen in englischer und deutscher Sprache bietet er einen Überblick über den internationalen Forschungsstand: Von theoretischen Überlegungen zu den Nachweismöglichkeiten von 'Mädchen' in der prähistorischen Forschung über zusammenfassende Darstellungen des gegenwärtigen Wissensstandes zu Mädchen im Alten Orient, in Ägypten und in der Ägäischen Bronzezeit zu Spezialstudien über bestimmte Aspekte des Mädchen-Seins in Griechenland und Rom, bis hin zur christlichen Spätantike und den frühmittelalterlichen Gesellschaften.

"Mädchen im Altertum / Girls in Antiquity" ist die um einige Beiträge erweiterte Publikation einer internationalen Tagung gleichen Titels, die 2010 in Berlin von "FemArc – Netzwerk archäologisch arbeitender Frauen" in Kooperation mit dem Deutschen Archäologischen Institut veranstaltet worden war.



www.waxmann.com

www.waxmann.com order@waxmann.com

UNSERE BUCHEMPFEHLUNG

Stefanie Samida

Die archäologische Entdeckung als Medienereignis

Heinrich Schliemann und seine Ausgrabungen im öffentlichen Diskurs, 1870–1890

Edition Historische Kulturwissenschaften, Band 3, 2018, 336 Seiten, br., 29,90 €, ISBN 978-3-8309-3789-0 E-Book: 26,99,

ISBN 978-3-8309-8789-5

Edition Historische Kulturwissenschaften (EHK) Band 3



Die archäologische Entdeckung

als Medienereignis Heinrich Schliemann und seine Ausgrabungen im öffentlichen Diskurs, 1870–1890

Waxmann

Als Heinrich Schliemann im Jahr 1873 den von ihm als »Schatz des Priamos« titulierten Hortfund entdeckte, erlangte er quasi aus dem Nichts heraus - nicht nur in Deutschland, sondern weltweit große Berühmtheit. Schliemann hatte das mythische Troia Homers lokalisiert. Dieser Band untersucht anhand der wirkungsmächtigen Entdeckungen Schliemanns die Art und Weise sowie die Funktion der zeitspezifischen medialen Präsentation. Die Studie legt zum einen neue Erkenntnisse zur Medialisierung, Popularisierung und Inszenierung archäologischer Entdeckungen im 19. Jahrhundert vor, zum anderen verdeutlicht sie den Kampf Schliemanns mit seinen Kritikern. Die rhetorischen Strategien dieser Grenzziehung zwischen professionellen/akademischen und dilettantischen/populären Zugängen werden dabei klar herausgearbeitet. Das zugrunde liegende Phänomen lässt sich mit den Oppositionspaaren >Wissenschaftler gegen Entdecker« und >Stubengelehrter gegen Praktiker beschreiben.

